11/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE WELT

Bei Padre Fernandez

Managua an einem Sommersonntag

Schoren im Altai

Ein kleines Volk und seine Sorgen

Mode im Meer

Wechselbad am heißen Strand

★ Inhalt

Völkerschaften
Besuch bei den Schoren in Zentralasien **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Volksbildung
Porträt einer Russischlehrerin **Seite 16**

Abrüstung
Raketenträger werden zu Kränen **Seite 18**

Bildbericht
Der große Studienpalast des Volkes in der koreanischen Hauptstadt Phjòngjang **Seite 22**

Polemik
Die „Menschenrechtsgesellschaft" des Herrn Agrusow **Seite 24**

FW-Serie
Allein im Segelboot um die Welt **Seite 26**

Geschichte
Manschetten **Seite 28**

Das Gesicht
Siegfried Höchst – Schauspieler und Regisseur **Seite 30**

Parks und Gärten
Lenné und seine Pläne für die Russische Kolonie in Potsdam **Seite 32**

Erzählung
Juri Olescha: „Liebe" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die Schatzinsel" **Seite 40**

Sport
Die Erben des Hofspringers Tuccaro **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Reisebericht
Die Volkskirche in Nikaragua **Seite 46**

Bilder und Standpunkte
Die Wiege des Frühjahrsherings **Seite 52**

Partnerschaft
Berliner Tage in Moskau **Seite 54**

Titelfoto:
Detlev Steinberg fotografierte an der Ostseeküste

Redaktionsschluß für dieses Heft: **29. 5. 1989**

★ Im Blickpunkt

Volkskongreß in Moskau:

Das Mandat der Deputierten

Der Andrang war groß. Mit Flugzeugen und Autos, Bussen und Zügen waren sie angereist. Die Moskauer zumeist mit der Metro oder zu Fuß. 2155 von 2249 gewählten Deputierten hatten am Donnerstag, dem 25. Mai, um 10.00 Uhr ihre Plätze im Großen Saal des Kreml-Palastes eingenommen. Sie alle waren gekommen, um die weitere Entwicklung des Landes zu beraten. Schließlich sollten sie auf dem Kongreß der Volksdeputierten der UdSSR, dem höchsten Organ der Staatsmacht, die Aufträge und Interessen ihrer Wähler vertreten. Diese indes saßen als Zuschauer vor den Fernsehern oder verfolgten als Zuhörer an den Lautsprechern der Radios das Geschehen im Kreml, das direkt in die Pausenräume der Fabriken oder in die Küchen der Haushalte übertragen wurde. Ein umfangreiches Programm hatten die Deputierten nach der Eröffnung des Kongresses beschlossen: die Wahl des Vorsitzenden des Obersten Sowjets der UdSSR, die Wahl des Obersten Sowjets mit seinen zwei Kammern, die Festlegung der Hauptrichtungen der Innen- und Außenpolitik, das Arbeitsprogramm der Regierung…

Schon die ersten Tage des Kongresses waren durch eine angespannte und zum Teil stürmische Diskussion geprägt. Nicht selten standen die Deputierten Schlange vor dem Rednerpult. „Bevor ich nach Moskau gefahren war, hatte ich noch keine Vorstellung davon, wie dieser Kongreß vonstatten geht", sagte der FREIEN WELT Leonid Walentinow, ein junger Baumaschinist aus Tscheboksary nach seiner Wahl in den Nationalitätensowjet. „Von Beginn an war ich gefesselt von dieser Atmosphäre, in der die Fragen und Probleme klar und offen gestellt wurden. Die Diskussionen im Plenum und auch die Gespräche in den Pausen helfen mir in meiner Arbeit als Deputierter. Ich will vor allem für die Interessen der Jugend kämpfen, für die Verbesserung der Möglichkeiten meiner Altersgenossen, sich vielfältig geistig und kulturell zu betätigen. Große Reden helfen wenig. Gemeinsam mit anderen Deputierten werde ich mich noch eindringlicher an die Verantwortlichen meiner Heimatstadt wenden, um für uns Jugendliche mehr Raum zu sinnvoller Beschäftigung in unserer Freizeit zu schaffen. Ich denke, wir setzen uns durch…"

Michail Gorbatschow, als Vorsitzender des Obersten Sowjets am Abend des ersten Kongreßtages gewählt, sagte nach der Übernahme des Amtes: „Laßt uns das, was wir bisher getan haben, besser machen, und widmen wir die Tage der Arbeit des Kongresses und des Obersten Sowjets der Suche nach den effektivsten Wegen für die Vorwärtsbewegung der Umgestaltung, so daß wir in kürzester Zeit die dringendsten Probleme lösen und eine solide Grundlage schaffen für den Vormarsch unseres Landes auf dem Weg zu einer erneuerten Gesellschaft."

Hajo Obuchoff (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Appell aktuell

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Kommunisten warnten 1932: „Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler; wer Hitler wählt, wählt den Krieg!“ Der kaiserliche Generalfeldmarschall wurde Reichspräsident der Weimarer Republik und berief Hitler zum Reichskanzler. Die Warnung wurde schreckliche Wirklichkeit: Der Krieg brachte den Völkern Europas Tod und Zerstörung, Leid und Trauer.
Der neue Naziführer Schönhuber heute: „Ich bin stolz, Kriegsfreiwilliger gewesen zu sein“, „Trotz allem: Deutschland!“, „Ich war kein SS-Mann, sondern Soldat der Waffen-SS“. Dazu schon Bundeskanzler Adenauer: „Sie waren Soldaten wie andere auch.“ Und Kohls neuer Propagandaminister und Pressechef Klein: „Waffen-SS keine Verbrecher, sondern kämpfende Truppe.“
„Republikaner“-Vorsitzender Schönhuber aber kündigte an: „Wenn die Hetze so weitergeht, gibt es unweigerlich den ersten Toten.“ Am 12. Mai 1989 wurde im Westberliner Märkischen Viertel der 24jährige Türke Ufuk Sahin erstochen. Sein Mörder schrie: „Kanaken raus! Ausländer raus! Deutschland den Deutschen!“ Die letzten Worte des Opfers (wie Zeugen aussagen): „Du bist ein Mensch, ich bin auch ein Mensch: Was soll das?“

Hitler hatte 1930 öffentlich gedroht: „Wenn wir an der Regierung sind, werden Köpfe rollen!“ Dann gelobte er „Legalität“. Die „Republikaner“ werden salonfähig gemacht und als „legal“ hingestellt. Der faschistische Wolf frißt Kreide; dann prügelt er, foltert, mordet, legt Feuer. Ein Schönhuber-Buch trägt den Titel: „Ich war dabei!“. Schon sitzen seine Leute in „Volksvertretungen“ von Westberlin, Bremen, Frankfurt und Hessen. Nun steuern sie – mit vielen Millionen in ihren Wahlfonds – Bayern, Niedersachsen, die Saar und das „Europa“-Parlament an. BRD-Briefträger sind von der Bundespost gehalten, an 23 Millionen Haushalte zum zweiten Mal die braunen Wahlpamphlete auszutragen.
Viele Bundesbürger und Westberliner sind bestürzt und ratlos. In den Regierungsparteien CDU und CSU gibt es Leute, die offen (oder hinter vorgehaltener Hand) mit dem Gedanken einer Koalition mit den „Republikanern“ und deren Verbündeten spielen. Andere Christdemokraten streiten das ab, etliche sind ehrlich dagegen; das nennt man „Pluralismus“. Schönhuber kann sich rühmen, daß „ganze Polizei-Kasernen geschlossen“ seine Partei wählen werden, dazu viele Bundeswehr-Soldaten, „Bundes-Grenzschützer“ und was sonst „aus dem Sicherheitsbereich kommt“.

Wieder sind es die Kommunisten, die warnen: „Fremdenhaß und Propaganda gegen Ausländer stehen in neuer Blüte. Reaktionäre Ideen der geistigen Wegbereiter des Hitlerfaschismus werden aufgewertet.

Rechtskonservative Historiker versuchen im ‚Historikerstreit‘ die ungeheuren Verbrechen der Hitler-Faschisten und die Aggression des deutschen Imperialismus gegen das eigene und andere Völker zu beschönigen und zu vertuschen.“
Kommunisten müssen es wissen. Sie waren die ersten, die gewarnt hatten. Sie waren die ersten, die gejagt, eingekerkert, gefoltert und ermordet wurden – von Schönhubers Vorläufern. Darum sind ihre deutschen Parteien – die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, die Deutsche Kommunistische Partei und die Sozialistische Einheitspartei Westberlins – berufen, in ihrem Gemeinsamen Appell festzustellen: „Im 50. Jahr der Wiederkehr des Beginns des vom Hitlerfaschismus entfesselten zweiten Weltkriegs nehmen die Aktivitäten von Rechtsextremisten sowie unbelehrbarer alter und neuer Nazis besorgniserregend zu.“

Sie belassen es nicht bei Warnung und Aufruf zum gemeinsamen Widerstand. In ihrer Analyse der „Verteufelung humanistischen Fortschritts, Verketzerung sozialer Sicherheit und demokratischer Freiheiten, Haß gegenüber anderen Völkern und antikommunistische Todfeindschaft“ kommen die drei Arbeiterparteien zu dem Schluß: „Begünstigt wird dieses reaktionäre Treiben … durch solche rechtskonservativen Politiker, die meinen, Extremisten und Neofaschisten ermöglichten es ihnen, sich den Anschein der Mitte zu geben. Besondere Unterstützung erhalten die Neonazis durch jene Kräfte, die verbissen an der das antikommunistische Feindbild immer neu reproduzierenden Abschreckungsdoktrin festhalten. Sie kolportieren in revanchistischer Manier die Fiktion einer ‚offenen deutschen Frage‘ und schreien nach ‚Wiedervereinigung‘.“

Hier wird die politische Aktualität des Gemeinsamen Appells offenbar. Schönhuber ist kein Hitler und gewiß kein Kanzlerkandidat. Aber die Aktivitäten seinesgleichen entspringen einem Klima, das von Globke über Nato, Filbinger und Jenninger, „Vertriebene“ und Blutrichter zu Berufsverboten und Strafurteilen für Friedenskämpfer reicht; von Revanchistentreffen bis zum Unwillen und Unvermögen, sich mit den Ergebnissen des Zweiten Weltkrieges abzufinden; von der Sabotage des begonnenen Abrüstungsprozesses bis zur „Wiederherstellung eines Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 bzw. 1938“.
Es gibt in Westdeutschland und Westberlin „starke, den Mehrheitswillen repräsentierende antifaschistisch-demokratische Kräfte“, heißt es im Gemeinsamen Appell. Aber „der Schoß ist fruchtbar noch“, warnte schon Bertolt Brecht. Und es sind längst mehr als nur „Anfänge“, denen gewehrt werden muß.

Abstecher ins Paradies?

Gäbe es ein Paradies auf Erden, dann sei es das Altai-Gebiet, schwärmt der sibirische Schriftsteller Valentin Rasputin. Das Paradies – „Ort der Seligen", „Garten Gottes", „Stätte der Wonne" ... jedenfalls die Vorstellung als Ort oder Zustand ungetrübten Glücks. Teil der Altai-Region ist Gornija Schorija (Bergschorien), bewohnt von Menschen verschiedener Nationalität, vorrangig von Russen, Ukrainern, Sowjetdeutschen und Schoren, den Ureinwohnern dieses zentralasiatischen Landstrichs. Schön ist ihre Natur, paradiesisch schön. Aber wie ungetrübt ist diese Schönheit, wie leben die seit alters hier ansässigen Menschen schorischer Nationalität?

Ein Beitrag von Gisela Reller (Text)
und Detlev Steinberg (Bild)

In Zusammenarbeit mit APN

Abstecher ins Paradies?

Wir werden auf unserem Abstecher nach Bergschorien von Dr. Valeri Kimejew begleitet, einem unseretwegen aus dem dreihundert Kilometer entfernten Kemerowo angereisten russischen Ethnographen, der sich beruflich den Schoren verschrieben hat. Wer Angaben über das Volk der Schoren im achtzehnbändigen „Meyers Neuen Lexikon" sucht, schlägt es vergeblich auf. Das überrascht, zumal sogar über viel kleinere sowjetische Völker wenigstens einige Zeilen geschrieben stehen. Noch mehr überrascht uns aber immer wieder, daß auch die meisten unserer sowjetischen Freunde und Bekannten nicht einmal die Namen der Völker kennen, zu denen wir uns von Berlin aus auf die Reise gemacht haben. Heute plädieren schon zahlreiche sowjetische Wissenschaftler, Pädagogen, Politiker... für ein Unterrichtsfach, das sich mit Fragen der Nationalitätenpolitik beschäftigt. „Um einander gut zu verstehen", sagt Dr. Kimejew, „müssen die einzelnen Völker mehr voneinander wissen – gegenseitig ihre Geschichte kennen, auch die Kultur, dann haben sie bei Problemen und Bedrängnissen, die die Gegenwart mit sich bringt, größeres Verständnis füreinander."

Dorf im Alltagskleid

Die etwa sechzehntausend Schoren sind ein turksprachiges Volk, dessen Name erst nach der Oktoberrevolution festgeschrieben wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die einzelnen Sippen keine gemeinsame Selbstbezeichnung, sie nannten sich nach dem Stamm, dem sie angehörten, oder nach dem Ort, in dem sie wohnten, oder nach dem Fluß, an dem sie lebten. In russischen historischen Dokumenten des 17./18. Jahrhunderts tauchen sie erstmals als Mrassker, Kondomsker oder Kusnezker Tataren auf. Als Kusnezker Tataren entdeckte ich sie auch bei Miller und Fischer, in ihren Werken zur Geschichte Sibiriens aus dem 18. Jahrhundert. Andere Teilnehmer wissenschaftlicher Expeditionen jenes Jahrhunderts (Gmelin, Georgi) bezeichneten sie nach einem ihrer größten Stämme als Abiner. „Es ist außerordentlich mühsam, Angaben über die Schoren zusammenzutragen. Die frühen Etappen ihrer Geschichte sind in der wissenschaftlichen Literatur fast nicht behandelt, in der Gegenwart spielen sie kaum eine Rolle", sagt Valeri Kimejew, und er muß es wissen, denn über sie schrieb er seine Doktorarbeit.
In Gmelins um 1751 erschienener Reisebeschreibung ist zu lesen, daß die Forscher in das als nächstes ausgewählte Dorf jemanden vorausschickten, der den Bewohnern „unsere Ankunft melden und ihnen befehlen sollte, alles bereit zu machen, damit wir dasjenige sehen könnten, was wir verlangten". Für uns wurde nichts und niemand vorausgeschickt in das winzige Dorf Schor-Taiga, das die Schoren selbst Ansas nennen. Das Taschtagoler Stadtparteikomitee hat es so gewollt, wir sollten Schor-Taiga „in seinem Alltagskleid" antreffen.
Von unserer nächtlichen Unterkunft für Fischer und Jäger – hierher hatte uns tags zuvor von Taschtagol aus ein Hubschrauber gebracht – benötigten wir eineinhalb Stunden mit dem Ruderboot auf dem flachen und steinigen Mrass-Su. Das kleine Dorf liegt direkt an diesem Fluß. Als wir eintreffen, sielen sich in dem Bächlein, das sich durch das Dorf schlängelt, gerade ein paar Ferkel, und eine Frau spült ihr Geschirr darin ab. Wir spüren, daß man hinter den Fenstern neugierig nach uns ausspäht, aber sehen läßt sich niemand. Valeri steuert zielbewußt auf eine bestimmte Behausung zu, auf die von Sergej Tortunaschew. Wir treffen ihn auf den Holzstufen, vor seinem Häuschen sitzend, an, mit einer kleinen Katze im Arm, die allen im Dorf gehört und niemandem, aber fast immer zu Sergej kommt, „weil sie spürt, daß ich Tiere liebe". Es dauert eine ganze Weile, bis Valeri Kimejew ihn, auf schorisch übrigens, davon überzeugt hat, von sich zu erzählen, obwohl Sergej Tortunaschew an sich selbst „überhaupt nichts interessant" findet.
Mit seinen zweiunddreißig Jahren, so hören wir, ist er der jüngste Einwohner des Dorfes. „Alle Jungen sind in die Stadt gegangen", sagt er, „aber ich kann mir ein Leben nur hier vorstellen." Hier, das heißt: zwanzig, meist aus groben Bohlen zusammengefügte Holzhäuser, deren sechzig Bewohner ältere und alte Leute sind, kein Strom, kein fließendes Wasser, keine Kanalisation und – kein Kinderlachen. Sergej Tortunaschew ist der einzige Berufsjäger im Dorf. Manchmal ist er mit seinen zwei Hunden einen Tag lang unterwegs, oft eine ganze Woche, bis zu dreißig Kilometer weit weg führt ihn dann der Weg. Die schorischen Jäger gehen grundsätzlich zu Fuß, im Winter laufen sie auf Skiern. Im Gegensatz zu ihren altaischen und tuwinischen Nachbarn lieben sie es gar nicht, im Sattel zu sitzen. Der vom Staat vorgegebene Plan sieht vor, daß Sergej Tortunaschew Eichhörnchen, Nerze und Rotmarder erbeutet; auch die Anzahl ist vorgegeben, sie schwankt entsprechend der Bestände. Als wir dort sind, darf er 120 Eichhörnchen, vier Nerze und eine unbeschränkte Zahl Rotmarder jagen. Was tut er, wenn er nicht zur Jagd ist? Sergej Tortunaschew wohnt mit seinen Eltern zusammen. „Die Mutter", sagt er, „ist zur Zeit in Taschtagol zu Besuch bei ehemaligen Dorfbewohnern, der Vater, eigentlich Holzfäller, sammelt mit anderen Männern des Dorfes gerade Zirbelkiefernüsse." Einer kann am Tag soviel Säcke voller Zapfen sammeln, daß er über zwanzig Kilogramm Nüsse erhält. „In einem Monat", sagt Dr. Kimejew, „verdient man damit um die 1500 Rubel, womit man einige Monate lang ausgesorgt hat." Sergej nennt das „dem Geld nicht mehr nachzurennen brauchen". Wie alle hier haben auch die Tortunaschews eine eigene Wirtschaft: eine Kuh, ein Kalb, ein Pferd, ein paar Schweine, Geflügel. „Und wir pflanzen Gemüse an. Ringsum ist es gebirgig, es gibt kaum Ackerfläche." – „Große Technik", ergänzt Dr. Kimejew, „ist hier nicht einsetzbar. Was nicht aus eigener Kraft erzeugt werden kann, Mehl und Zucker zum Beispiel, wird in regelmäßigen Abständen mit Hubschraubern ins Dorf gebracht."
Was hält Sergej Tortunaschew hier? „Die Landschaft. Bei uns klopft der Zobel sozusagen noch an die Tür." Ja, malerisch schön ist es hier, das stimmt. Aber ein Leben so ganz ohne Komfort? Sergej Tortunaschew: „Mir reicht als Lichtquelle eine Petroleumlampe, statt Fernseher macht's ein Transistorradio."
Wir betrachten das Innere des kleinen Häuschens. Es besteht aus zwei sehr bescheiden möblierten Räumen und einer Küche mit großem Herd. Sergej Tortunaschew gibt sich nicht gerade gesprächig. Um so mehr überrascht mich seine Offenheit, als er sagt: „Schade ist, daß ich keine Frau finde, der dieses stille, bescheidene Leben gefällt."
Von Valeri Kimejew hören wir später, daß Sergej Tortunaschew verheiratet war, seine Frau aber „den Trottel, der unbedingt in einem so abgelegenen Dorf bleiben wollte", verlassen hat. Scheidungen sind unter Schoren selten, im Dorf kommen sie fast nicht vor. Warum nicht? „Früher verboten es die Schamanen, heute ist das eine Art Tradition geworden."

SCHORISCHE RÄTSELREIME

Trägt an die hundert Kleider – / mit einem Knopf nur, leider!

(ein Kohlkopf)

Beiderseits ein morscher Rand, / in der Mitt' – aus Stahl ein Band.

(ein zugefrorener Fluß)

Wankend und schwankend, sieh mal an, / hopst auf einem Bein wie'n Hahn.

(ein Stößel im Mörser)

Zwei Riesen ringen ächzend miteinander – / versuch's und zerr sie auseinander! / Ein Wettringen ist's für die beiden, / doch Tausend müssen den Tod erleiden.

(zwei Mühlsteine)

Gucke ich zur Sonne bloß, / packt man mich beim Kragen. / Eine Mütze viel zu groß, / sagt man, tät ich tragen.

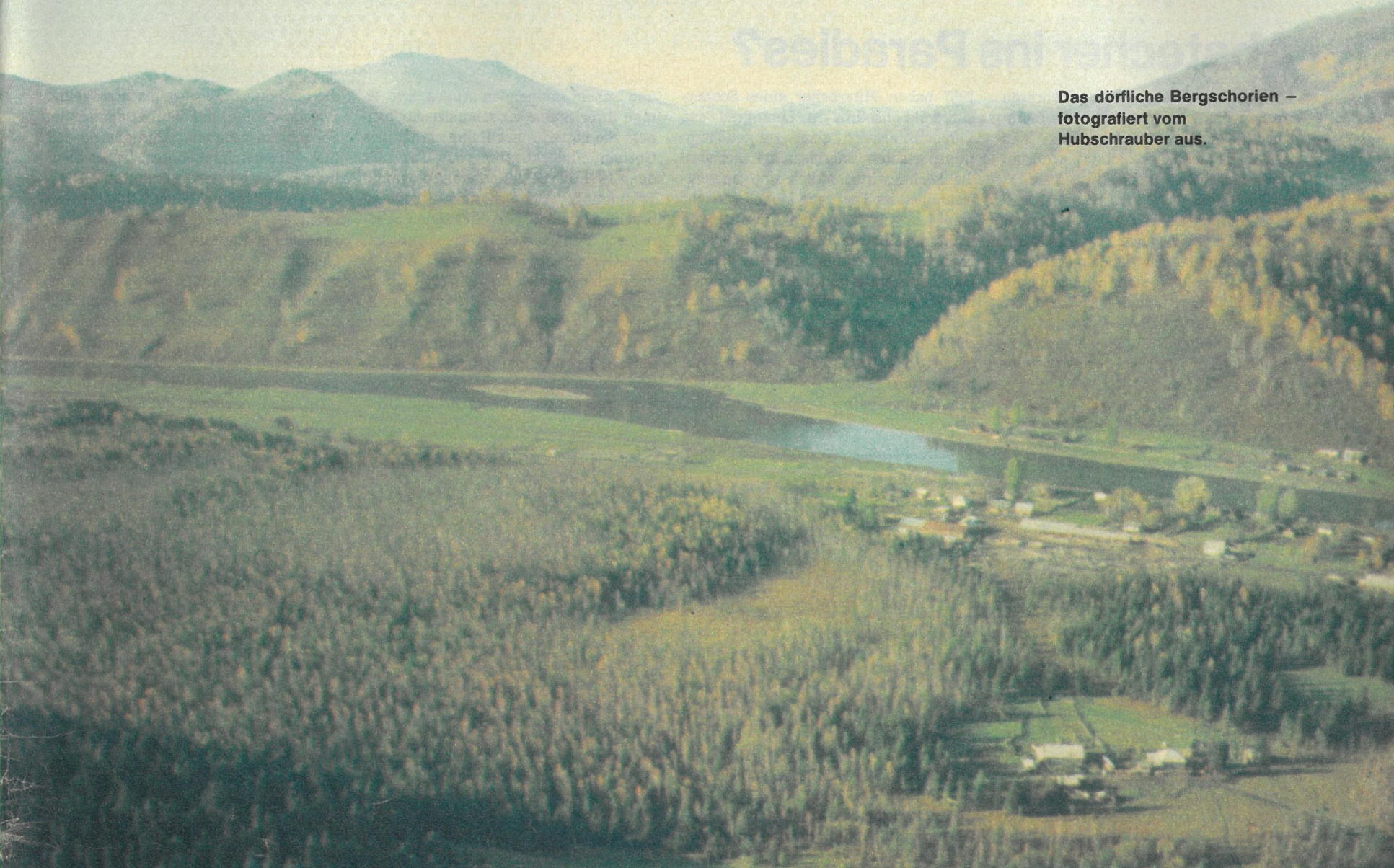
(ein Pilz)

Aus dem Wald ein dickes Weib / trägt fünf Gürtel um den Leib.

(ein Faß)

Überreicht von Dr. Valeri Kimejew, aus dem Russischen übertragen von Johann Warkentin

Blick von der Terrasse des Schulinternats Nr. 11 auf die Erzbergwerkssiedlung Scheregesch



Das dörfliche Bergschorien –
fotografiert vom
Hubschrauber aus.

Abstecher ins Paradies?

Wir sind inzwischen von mehreren Dorfbewohnern umringt, die uns merkwürdig ausgelassen vorkommen. Als es fast zu Tätlichkeiten kommt, weil ein Mann seine allzu fidele Frau ins Haus zurückzerren will, wird klar: Der – selbstgebrannte – Teufel Alkohol ist hier im Spiel. Ich gucke entgeistert auf Valeri, denn es ist ein montäglicher Werktag, die Sonne steht noch nicht am Horizont. Valeri holt tief Luft, flüstert uns zu: „Das bißchen Wirtschaft ist schnell erledigt. Die meisten hier wissen einfach nichts rechtes mit sich anzufangen."

Wir versuchen, mit einigen der Dorfbewohner ins Gespräch zu kommen. Russisch ist es unmöglich, sie sprechen es fast nicht. „In solchen abgelegenen Dörfern", weiß Dr. Kimejew, „bevorzugt man die schorische Sprache, nur wenige beherrschen das Russische so gut wie Sergej, der viel liest, vor allem Romane über den Großen Vaterländischen Krieg." Aber auch in schorisch ist ihnen nur zu entlocken, daß sie sich eben nur in ihrem Dorf richtig zu Hause fühlen. „Viele Menschen dieser Generation glauben, dem Stadtleben nicht gewachsen zu sein", ergänzt Valeri Kimejew. „Andererseits macht es sie unglücklich, daß die Kinder weggezogen sind, sie ihre Enkel selten sehen. Die Schoren haben viel Familiensinn."

Sergej Tortunaschew sagt etwas auf schorisch zu Dr. Kimejew, der nickt und bittet uns, ohne noch in andere Häuser gucken zu wollen, zurückzufahren. „Ein Schore", fügt er hinzu, „bittet selten um etwas. Wenn er es tut, muß man seine Bitte erfüllen, so gebietet es die Sitte." Sergej begleitet uns schweigend bis zur Anlegestelle, schüttelt uns mit schuldbewußtem Lächeln die Hand und winkt uns noch lange nach.

Auf der Rückfahrt sagt Dr. Kimejew: „Ich habe über sechs Monate unter Schoren gelebt, vor allem in Dörfern, in denen sie die absolute Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, auch in Schor-Taiga. Daß Sergej rundum glücklich ist, wage ich nicht zu behaupten, glücklos ist er jedenfalls nicht. Die meisten Dörfler haben bis heute ein sehr einfaches Gebaren beibehalten. Sie, das habe ich immer wieder beobachtet, scheuen Veränderungen, sind überhaupt nicht auf Wohlstand bedacht, in der Regel mit dem zufrieden, was sie gerade haben."

Aber doch nicht alle? „Nun, Sie sehen, daß es in Schor-Taiga keine jungen Leute gibt. Diejenigen, die von klein auf in staatlichen Internaten aufgewachsen sind, gehen in solche abgelegenen Dörfer nicht zurück. Allerdings, auch das ist typisch schorisch, bewahren sie große Anhänglichkeit an ihre Heimatdörfer, sie besuchen sie, so oft sie können. Manchmal ist ihre Sehnsucht so groß, daß sie in der Stadt einfach ihrer Arbeit fernbleiben, um hinzufahren."

Ist es denn nicht möglich, wenigstens Elektrizität nach Schor-Taiga zu bringen, möchte ich wissen. „Wie?" fragt Dr. Kimejew zurück. „Trotz unseres weit verzweigten Netzes von Energieübertragungsleitungen gibt es in der ganzen Altaier Region noch einige so schwer zugängliche und entlegene Gebirgsgegenden, in die Energie kompliziert oder gar nicht zu transportieren ist."

SCHORISCHE SPRICHWÖRTER

Decke kein fremdes Dach ab, dann bleibt auch deines unversehrt.

Ist's Eisen – schneid's kürzer, ist's Holz – schneid's länger.

Wer flinke Füße hat, ist nie ohne Brot.

Wem das Gewehr, dem die Felle.

Was du mit den Händen weggibst, mußt du mit den Beinen wiederholen.

Besser klein und nützlich als groß und unnütz.

Schmeichle nicht Neuem, Altes setze nicht herab.

Der Reiter verdirbt nicht den Weg, das Sprichwort nicht die Sprache.

Eines der abgelegensten Dörfer Bergschoriens: Schor-Taiga – wo „der Zobel

Nicht nur Schor-Taiga muß also erst noch ein Licht aufgehen... Valeri Kimejew: „Es gab eine Zeit, da haben die Verantwortlichen im Kemerower Gebiet erwogen, die ‚sturen Schoren', die ihre allzu abgelegenen Dörfer nicht verlassen wollten, zu ihrem Glück zu zwingen und sie zwangsumzusiedeln. Aber man hat dann doch auf diejenigen gehört, die dringend von einer zwangsweisen Umsiedlung abrieten. Gegenwärtig wird ein Plan erarbeitet, wie man die schöne schorische Landschaft touristisch erschließen kann – auch um einen Teil der einheimischen Bevölkerung an Ort und Stelle mit geregelter Arbeit zu versorgen."

Siedlung mit Unterwelt

Einst saßen zwei Brüder am Lagerfeuer und sahen staunenden Auges, wie einige ihrer Steine zu schmelzen begannen: Sie hatten rein zufällig erzhaltiges Gestein entdeckt. Das war 1912. Als dann 1931 die zielgerichtete geologische Erkundung Bergschoriens begann, brachten Michail und Alexander Scheregesch den russischen Geologen solches Gestein. Ein Fundort war entdeckt, der noch weit über das Jahr 2000 fündig sein wird. Den beiden Brüdern zu Ehren erhielt dieser Fundort, zu dem heute eine ansehnliche Siedlung gehört, den Namen Scheregesch.

Wir fahren heute in die Grube, in die Scheregeschsker Eisenerzgrube. Dreihundert Meter tief führt sie seit 1952 in die Unterwelt und bringt heute jährlich über fünf Millionen Tonnen Eisenerz zutage – dem Produktionsvolumen nach steht sie damit an zweiter Stelle hinter dem Uraler Eisenerzbergwerk. Dreitausend Männer arbeiten hier, 225 davon sind Schoren. „Diejenigen, die nicht schon nach wenigen Tagen wieder das Weite suchen, sind sehr fleißig und gesellschaftlich auffällig aktiv", sagt der Direktor. Der erste, der uns unter Tage im Halbdämmer begegnet, ist der schorische Sprengmeister Wladimir Isygaschew. Er verdient fast 500 Rubel monatlich. Seine Mutter ist Bäuerin, der Vater war Jäger. Wladimir Isygaschew ging in seinem Geburtsort bis zur 8. Klasse zur Schule, wollte Lokführer werden und besuchte in Taschtagol die Berufsschule. Ein ukrainischer Freund überredete ihn, mit ihm zusammen im Schacht zu arbeiten. „Und das tue ich nun seit zwei Jahrzehnten. In der Siedlung haben wir eine komfortable Drei-Zimmer-Wohnung, einen Kilometer außerhalb des Ortes eine kleine Datsche." Ihm, seiner Frau und den drei Kindern „gefällt's, so wie es ist". (Am Abend werden wir auf einen Sprung in seine Wohnung vorbeischauen, die nicht nur komfortabel, sondern auch sehr geschmackvoll eingerichtet ist; seine schorische Frau arbeitet als Maler und Stukkateur, „eigentlich ein Männerberuf, aber man verdient gut, so um die 250 Rubel".) „Für meine ehemaligen Dorfbewohner", lacht der Sprengmeister Isygaschew, „bin ich der reiche Onkel Wladimir". Im Schacht fragt man uns, ob wir auch zum Vortrieb wollen, der sei noch etwa 70 Meter tiefer. Wir wollen – nicht ahnend, auf was wir uns da einlassen: Unser harren 17 absolut steile Leitern, jede vier Meter hoch. Gespenstisch beleuchtet wird unser Abstieg durch die kleine Grubenlampe, die – wie üblich – auch jeder von uns am Helm trägt. Nach jeder Leiter dreht man sich fast im Dunkeln auf einem winzigen „Podest" um sich selbst und ertastet und erklettert (jeder von uns mit viel zu großen Stiefeln) auf der jeweils anderen Seite die nächste steile Sprossenwand. Endlich unten, erwarten uns als „Lohn der Angst" laut vibrie-

rende Maschinen, schmutzige eingestaubte Gestalten und ringsum mausgraues Gestein. Da verstehe ich die Männer in den so malerisch schön gelegenen Dörfern, wenn sie ihre Natur mit dem weiten Himmel darüber nicht gegen die höllische Tiefe hier im Dämmer eintauschen wollen.

Die legendenhaft anmutende Geschichte vom Erzfund erzählt man uns im Scheregeschsker Museum der Schule Nr. 11, zu der auch ein Internat gehört. Lehrer und Schüler haben hier über hundert schorische Exponate zusammengetragen, sammeln Märchen, Legenden, Epen, Lieder, Rätsel und Sprichwörter; seit 1984 existiert ein schorischer Heimatkundezirkel. 1300 Kinder aus entlegenen Dörfern lernen und leben hier, 330 von ihnen sind schorischer Nationalität, auch drei Lehrer sind Schoren, und Schore ist auch der stellvertretende Direktor. Uns begrüßt Anna Kudrawzewa, die russische Direktorin des 1974 gegründeten Schulinternats. „Am Anfang", sagt sie mit liebevollem Blick auf die Erstklässler, die gerade auf dem Schulhof herumspazieren, „fällt es besonders den kleinen Schoren schwer, sich an den Tagesrhythmus zu gewöhnen." Viele kämen aus Dörfern, in denen man beispielsweise althergebracht nur morgens und abends äße und man besondere Nachtwäsche nicht anzuziehen pflege. Dr. Kimejew bestätigt, daß es für Mittagessen und Nachtkleidung im Schorischen keine Bezeichnungen gäbe. Ich nehme die Bemerkung Dr. Kimejews zum Anlaß, Anna Kudrawzewa zu fragen, warum denn die schorischen Kinder nicht auch in ihrer Muttersprache unterrichtet werden. „An keiner Schule", fügt sie hinzu, „wird Schorisch gelehrt, denn das Schorische hat keine gültige Schriftsprache." Als Fremdsprache könnten die Schoren von der 5. Klasse an wie alle Schüler zwischen Deutsch, Französisch und Englisch wählen.

Kürzlich sagte Michail Gorbatschow, es dürfe keine Sprache im Land verlorengehen, und sei es auch die eines noch so kleinen Volkes. Wie groß das Bemühen um den Erhalt der Sprachen ist, beweist das Beispiel der etwa 900 Selkupen, sie erhielten 1986 eine Schriftsprache; das der etwa 800 Jukagiren, sie haben eine Schriftsprache seit 1981; das der Niwchen, deren Kinder seit 1979 die Heimatsprache gelehrt bekommen. Insgesamt erhielten seit der Oktoberrevolution 75 Völker eine eigene Schriftsprache. Und die fast 16 000 Schoren? Anna Kudrawzewa zuckt verlegen mit den Achseln, meint, daß bei den Schoren wohl kein Bedürfnis danach bestehe, sogar die schorischen Lehrer an ihrer Schule sprächen ihre Muttersprache nicht.

Doch von Dr. Kimejew wissen wir schon, daß es zwei schorische Grammatiken und zu verschiedenen Zeiten erschienene schorische Fibeln gibt. Die erste Fibel erschien Ende des 19. Jahrhunderts von russischen Missionaren, in kyrillischen Buchstaben erarbeitet, die zweite hat ein russischer Sprachwissenschaftler herausgegeben. „Bezeichnenderweise", so Dr. Kimejew, „hat sich Nadeshda Krupskaja 1927 persönlich dafür eingesetzt, daß diese zweite Fibel erscheint. Da war der Nationale Kreis der Bergschoren bereits seit einem Jahr aufgelöst; denn 1926 wurde etwa ein Viertel aller autonomen nationalen Territorien abgeschafft, übrigens auch alle nationalen Rayons der Sowjetdeutschen. Mit dem Abschaffen der Autonomie ging das Schließen der bis dahin vorhandenen nationalen Schulen einher." Den Tod der schorischen Schriftsprache konnte dann 1938 auch die Fibel des schorischen Gelehrten Babuschkin nicht verhindern. Später, im Großen Vaterländischen Krieg, fiel 80 Prozent der schorischen Intelligenz. Niemand fand sich mehr, der sich für eine schorische Schriftsprache einsetzte. „Glauben Sie mir", meint Dr. Kimejew, „auch die fernöstlichen Niwchen hätten bis heute keine mit Leben erfüllte Schriftsprache, wenn es unter ihnen nicht zwei Landsleute gäbe, die jahrzehntelang geradezu heroisch für sie gekämpft hätten: den Historiker und Sprachwissenschaftler Dr. Taksami und den Schriftsteller Wladimir Sangi."

„Und Sie, wären Sie nicht ein geeigneter Spezialist?" – „Ich weiß es noch nicht, vor kurzem erst habe ich meine Doktorarbeit verteidigt und muß mich an der Universität in Kemerowo erst einmal als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Archäologie bewähren. Und... mir brennt noch ein anderes Problem auf der Seele." Welches? „Ich stamme aus einer gemischten Ehe. Meine Mutter ist Russin, mein Vater war Teleüte. Die etwa 800 Teleüten sind nicht als selbständige Völkerschaft anerkannt, obwohl sie kompakt um Kemerowo seßhaft sind, bis auf den heutigen Tag ihre eigenständige Sprache bewahrt haben, auch ihre Kultur, sogar ihre Trachten, was bei vielen Völkern – auch bei den Schoren – nicht der Fall ist. Aber die sich selbst als Teleüten verstehenden Menschen werden entsprechend eines Zuordnungskodexes als Altaier geführt. Mein 1967 verstorbener Vater sah das nicht als gerechtfertigt an, und bis heute empfinden so die meisten Teleüten. Man müßte mit einer ausgewogenen wissenschaftlichen Arbeit vorstellig werden..."

Doch zurück zu Anna Kudrawzewa. Ich frage sie, ob bei den schorischen Schülern besondere Begabungen auffällig seien. Sie antwortet sofort mit Ja und nennt als Fächer, in denen die Zensuren bei den meisten überdurchschnittlich gut seien: Sport, Zeichnen und – Mathematik. Alle Schoren, die wir in der folgenden Mittagspause fragen, wie es ihnen im Internat gefällt, antworten überzeugend mit „gut" und „sehr gut". Keiner jedoch, ob groß oder klein, der nicht irgendwie seine Sehnucht zum Ausdruck brächte, die er nach Mutter, Vater und den Verwandten habe. Irina, Schülerin der 8. Klasse, kommt aus dem Goldarbeiterdorf Talon, in der es nur eine Schule von der 1. bis zur 4. Klasse gibt. „Ehrlich gesagt", gesteht sie, „hier im Internat ist vieles schöner als zu Hause, die Zimmer sind moderner eingerichtet, alles ist auch sauberer. Das Essen finde ich auch schmackhafter und viel abwechslungsreicher als bei uns im Dorf, aber trotzdem weine ich manchmal abends im Bett, weil ich solche Sehnsucht habe." – „Manche Kinder", kommentiert Anna Kudrawzewa mitleidig, „haben permanent Heimweh, obwohl wir hier wie eine große Familie leben. Sie zahlen einen hohen Preis für ihre gute Schulbildung und Unterbringung: den Verlust ständiger Elternliebe."

noch an die Tür klopft"

Ein Pferd ziert der Wuchs, einem Mann das Wams.

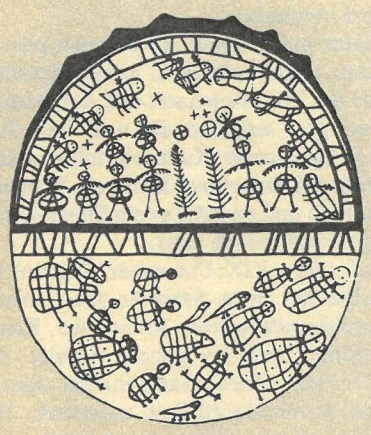
Die Schoren machen sogar aus Quellwasser Sahne.

Achte eine gute Sippe ohne Ansehen des Lagers.

Der Spierstrauch hat zuviel Wurzeln, der Schore zuviel Töchter.

Überreicht von Dr. Valeri Kimejew, aus dem Russischen übertragen von Gertraud Ettrich

Gezeichnete Schamanentrommel, Mitte des 18. Jahrhunderts: die Zeichnungen der oberen Hälfte stellen Himmel und Erde dar, die der unteren die Unterwelt; beide Welten sind bevölkert mit Hilfsgeistern des Schamanen in Gestalt von Vögeln, Schlangen und anderen Reptilien.



Stadt mit heißen Disko-Rhythmen

1845 fand man in Bergschorien das erste Gold, heute wird in fünf Tagebauen Gold gewaschen. Wir fliegen mit dem Hubschrauber – in Bergschorien ist er das meistbenutzte Verkehrsmittel – zur Talonsker Goldgrube, unweit des Goldarbeiterdorfes Talon. Es ist die kleinste Goldgrube in der Sowjetunion, 60 Menschen arbeiten hier. Täglich werden 1500 m^3 Sand ausgewaschen, der, sechs Meter tief, aus dem Fluß Kontschak heraufgeholt wird; trotz moderner Technik ist diese Arbeit bei Wind und Wetter auch heute noch kein Zuckerlecken.

Über das goldhaltige Ergebnis schweigt man sich uns gegenüber aus. (Doch in Talon stand uns der schwerbewaffnete

Abstecher ins Paradies?

In Scheregeschs „Unterwelt" – 370 Meter unter Tage im Eisenerzbergwerk (rechts)

Ehemalige Schamanin aus dem mit Elektrizität versorgten Dorf Tschugesch (unten)

Im Kulturhaus Taschtagols: Schorischer Folklore folgen heiße Disko-Rhythmen (rechts unten).

Sergej Tortunaschew, der Jüngste im Dorf Schor-Taiga und hier einzige Berufsjäger (links)

Goldwächter gegenüber, der in seinem „Büro" eine große, geheimnisvolle Doppeltür nicht aus den Augen ließ. Unsere bohrenden Fragen rissen ihn zu der Bemerkung hin, daß „ein paar Kilogramm" des funkelnden Edelmetalls auf den Abtransport warten, die – in unserem Geld umgerechnet – fast eine halbe Million wert seien.) Mich interessiert, was Schoren – seit alters ein Volk der Jäger und Sammler – dazu bewegt, zum Goldtagebau zu gehen. Einundzwanzig Schoren arbeiten hier, in dieser Schicht sind es sieben. Bei allen sieben ist es ohne Ausnahme Familientradition, schon ihre Väter haben hier gearbeitet, bei zweien sogar schon die Großväter. Wassili Atschalow, mit 28 Jahren der Jüngste unter ihnen, sagt: „Aus Talon ist etwa die Hälfte der Jungen in den Schacht gegangen. Beim Eisenerz verdient man mindestens noch mal soviel wie beim Gold. Dafür arbeiten wir in frischer Luft und können, wann immer wir wollen, den Himmel ansehen. Aber kein Sohn von meinen Kollegen arbeitet hier oder wird hier arbeiten, alle zieht es nach Scheregesch in den Schacht. Der Goldrausch ist längst vorbei, der Geldrausch ausgebrochen… Was steht dafür?"

Ja, was? Dr. Vitali Kimejew meint, daß es durchaus nicht vordergründig das Geld sei, daß die Jugend in die Stadt ziehe, sondern es gäbe dort mehr Möglichkeiten, sich weiterzubilden, sich zu unterhalten.

Plakate künden davon, daß heute im Taschtagoler Kulturhaus ein „Abend der schorischen Jugend" mit anschließender Disko stattfindet. Das Kulturhaus ist, als wir eintreffen, schon berstend voll, viele junge Leute stehen „draußen vor der Tür". Wer das Glück hatte, drinnen einen Platz zu erwischen, wird zu Beginn der Veranstaltung von dem Laienensemble „Stern" mit schorischen Liedern und Tänzen auf den Abend eingestimmt. Es ist keine Pflichtübung, sondern macht Ausführenden wie Zuschauenden gleichermaßen Freude. Dann folgt ein Quiz, bei dem die Schoren ihr Wissen um ihr nationales Erbe und ihre gegenwärtige nationale Identität unter Beweis stellen sollen. Die eigene Bevölkerungszahl ist gefragt, die traditionellen Beschäftigungen der Ahnen, Sitten und Bräuche, Sprichwörter und Rätsel, die schorischen Stammesnamen, schorische Poeten und Schriftsteller, schorische Helden der Sowjetunion, Veteranen des Krieges und der Arbeit. Die Spalte Sprichwörter und Rätsel „schmückt" auf fast allen Zetteln ein Strich, nicht einmal die schorische Bevölkerungszahl ist jedem bekannt, Stämme kennen alle, und alle können zumindest einen schorischen Helden der Sowjetunion oder einen Veteranen des Krieges oder der Arbeit nennen. Als die Preisträger verlesen werden, platzt einem jungen Mann aus der Jury der Kragen, er stürzt ans Mikrofon und verlangt vehement, daß an den Schulen endlich wenigstens eine Stunde lang obligatorischer Unterricht in schorischer Sprache eingeführt wird, bei dem auch die schorische Vergangenheit eine Rolle spielen soll. Um die Betroffenheit ob dieses unvorhergesehenen Vorfalls nicht Raum greifen zu lassen, muß das helle Licht augenblicklich bunter Barbeleuchtung weichen und beginnen lautstark heiße Disko-Rhythmen. Alles ist wie überall, wenn junge Leute sich auf einen Tanzabend freuen, auch die Modernität der Körperverrenkungen läßt nichts zu wünschen übrig. Erstaunt allerdings bin ich, als sich einige Mädchen vor dem Nachhausegehen aus den Hosen zwängen und sich in Kleid oder Rock werfen. Die Lösung: Die Großmütter sollen ihre Enkelinnen nicht in den anstößigen Beinkleidern erwischen…

Einige junge Leute, die drinnen keinen Platz mehr bekamen, haben draußen vor der Tür ausgeharrt und mitgetanzt. Verärgert erzählen sie uns, daß dies hier die einzige Kultureinrichtung der Stadt sei, manchmal käme ein Wanderkino, ab und an gäbe es ein Theatergastspiel, und das sei alles…

Auf der XIX. Unionsparteikonferenz führte der Erste Sekretär des Gebietsparteikomitees von Kemerowo Klage darüber, daß im ganzen Gebiet die „Tendenz eines Nachhinkens hinter dem durchschnittlichen russischen Niveau auf dem Gebiet des Sozialen, des Lebensstandards, der Kultur…" zu verzeichnen sei. „Dieses Nachhinken", kommentiert Dr. Kimejew, „betrifft alle im Kemerower Gebiet lebenden Nationalitäten. Doch was mich bei den Schoren am meisten bewegt, ist das langsame Verlöschen der traditionellen Wirtschaftsformen; denn gerade mit ihnen ist die Ansiedlung der Menschen verbunden, ihre Art und Weise zu leben. Sergej Tortunaschew hatte Glück, daß er eine Jagdlizenz erhalten hat. Oft werden, ganz unverständlicherweise, sogar für diese traditionellen Berufe Zugereiste bevorzugt. Doch vergessen wir nicht: Die nationale Kultur eines Volkes hat nur so lange Bestand, wie auch seine traditionelle Wirtschaft bestehen kann."

● Kurz berichtet

Bulgarische Sonnenblumen sind die Nummer 1. Das ist die Meinung der Experten von „Progrès Génétiques", einer französischen Firma für die Prüfung und Züchtung von Kulturpflanzen aus aller Welt. Die bulgarische Kreuzung „Albena" ging kürzlich aus 198 Versuchen mit frühen und späten Sorten als beste hervor.

Eine Brücke, durch deren Hohlkasten die Metro geführt wird, entsteht zur Zeit in Prag. Sie wird das Naturschutzreservat Prokop-Tal überbrücken und das 100 000 Einwohner zählende Neubaugebiet Südweststadt mit dem Zentrum verbinden. 700 Fenster aus Hochsicherheitsglas ermöglichen einen Blick auf die Goldene Stadt. Das gesamte Bauwerk wird von stählernen Pfeilern getragen.

Nach Sibirien machte sich dieser Tage eine Petöfi-Expedition auf. Vier ungarische Wissenschaftler wollen endgültig klären, ob ihr großer Nationaldichter auf dem Friedhof von Bargusin, einem sibirischen Dorf, begraben liegt. Petöfi galt seit der Schlacht bei Segesvár anno 1848 als vermißt. Zaristische Truppen deportierten damals einen Teil der Kriegsgefangenen.

63 Millionen Menschen leben gegenwärtig in Vietnam, teilte jetzt die Zeitung „Nhan Dan" mit. Die Republik steht mit ihrem Bevölkerungszuwachs – 1,2 Millionen Menschen pro Jahr – an dreizehnter Stelle in der Welt. Eine breit angelegte Volkszählung soll nun ein genaues Bild der demographischen Situation des Landes erbringen und den staatlichen Organen helfen, sozialökonomische Probleme besser zu lösen.

Kreditkarte statt Sparbuch, heißt es demnächst auch in der Sowjetunion. Das „Plastegeld" wird zunächst in einem Moskauer Stadtbezirk getestet, doch liegen auch schon Bestellungen aus Estland vor. Zunächst kann man mittels Kreditkarte Geld vom persönlichen Konto abheben. In Zukunft wird auch die Bezahlung von Waren und Dienstleistungen auf diesem Wege möglich sein. Den Vertrieb der Karten übernehmen die Sparkasse der UdSSR und eine Kooperative.

Ein neuer Anfang

Michail Gorbatschow im Gespräch mit Jugendlichen am Badaling-Paß der Großen Mauer am Rande des ersten chinesisch-sowjetischen Gipfeltreffens nach dreißigjähriger Pause: „Es haben sehr wichtige Verhandlungen stattgefunden. Wir haben einander gesagt, daß alles, was war, hinter uns bleiben sollte. Wir gehen jetzt nur nach vorn und zwar gemeinsam." Und einer der jungen Leute im Gedränge von Besuchern zu uns Journalisten: „Das ist auch unser Wunsch, unser Traum. Das ist ein neuer Anfang. Nach der Normalisierung werden sich unsere Beziehungen verbessern..." Was sich hier im spontanen Gespräch artikulierte, finden wir in den Reden und Dokumenten dieses Treffens auf höchster Ebene wieder: Es wurde ein Schlußstrich unter die mitunter bewegte und weniger erfreuliche chinesisch-sowjetische Geschichte der sechziger und siebziger Jahre gezogen und mit dem Kommuniqué eine Art Plan vereinbart, wie man in Zukunft miteinander umgehen und zusammenarbeiten will. Peking und Moskau traten – von Millionen Menschen in aller Welt erhofft – in einen ständigen Dialog auf verschiedenen Ebenen, die höchste nunmehr eingeschlossen. Als Michail Gorbatschow auf seiner bei solchen Gipfeltreffen üblichen Pressekonferenz gefragt wurde, wie lange man bis zum nächsten Gipfel warten müsse, sagte er lachend: „Auf keinen Fall so lange wie auf diesen. Er wird in absehbarer Zeit stattfinden." Auf dieser Pressekonferenz, die wegen der Studentendemonstrationen kurzfristig von der Großen Halle des Volkes in das Staatsgästehaus verlegt werden mußte, wurde auch deutlich, daß die Gipfelergebnisse offenbar die Erwartungen übertreffen. Das sowjetische Staatsoberhaupt hatte zum Beispiel in den Verhandlungen vorgeschlagen, weiter zu gehen als mit der seit 1987 neuerlich laufenden gemeinsamen Fixierung der über 7000 km langen Grenze. Nachdem beide Länder ihre Truppen in Grenznähe reduzierten bzw. reduzieren, sollte nun eine Demilitarisierung der Grenzgebiete vereinbart werden. Wie sich in den Gesprächen in der brodelnden Stadt herausstellte, trafen sich hier die Interessen beider Großmächte, so daß beide Seiten Maßnahmen vereinbarten, um ihre Streitkräfte im Grenzbereich auf ein minimales Niveau zu verdünnen. In der internationalen Politik ging es natürlich vorrangig um Kambodscha. In beiden Pressezentren des Gipfels, in den Hotels International und Shangrila, war auch folgendes zu hören: Da sowohl die VR China als auch die UdSSR sich verpflichtet haben, nicht als erste Kernwaffen einzusetzen und kernwaffenfreie Zonen und Korridore zu respektieren, ergeben sich doch hier gute Möglichkeiten für ein gemeinsames oder zumindest richtungsgleiches Vorgehen für eine universelle Verpflichtung aller Kernwaffenmächte. Vieles stellte sich für mich bei diesem Gipfel wie bei den sowjetisch-amerikanischen Treffen auf höchster Ebene in Genf, Reykjavik, Washington und Moskau dar: die gespannte Aufmerksamkeit unter den Berichterstattern etwa, die Sicherheitskontrollen oder der Kampf um die sogenannten Pool-Karten für einzelne Termine; einiges aber war einfach ungewöhnlich: auf der einen Seite die außergewöhnlich große Unterstützung der Pekinger für dieses Treffen unter den roten Flaggen mit den vier Sternen bzw. mit dem Stern und mit Hammer und Sichel – auf der anderen die auf den Punkt organisierten Massendemonstrationen, die u. a. die Verlegung des Begrüßungszeremoniells vom Tiananmen-Platz auf den Flughafen erzwangen, aber auch einiges Zittern bei uns Korrespondenten um unsere Termine hervorriefen. Wenn wir dreimal täglich aus dem Pekinger Radio-Gebäude in die DDR zu berichten hatten, die Straßen aber verstopft waren durch Demonstranten zu Fuß, per Fahrrad oder auf dem Lkw, mußte man einen chinesisch sprechenden Kollegen zur Seite haben, auf die ausschließlich chinesisch ausgeschilderte U-Bahn oder – wie mein Kollege vom ČSSR-Rundfunk – auf ein Fahrrad ausweichen. Vor allem aber Ruhe bewahren. Die Demonstrationen haben glücklicherweise den Gipfelinhalt nicht beeinträchtigt und wurden auch nicht zum Hauptthema. Somit waren wir in diesen Maitagen 1989 in Peking Zeugen eines historischen Ereignisses, bei dem eine Anomalie der Geschichte beseitigt wurde und das in seiner Bedeutung weit in die Zukunft reicht.

Klaus J. Fischer (Text)

Fotochronika-TASS (Foto)

Urheberrecht für Urquell?

Ein neues tschechoslowakisches Gesetz soll die Schutzmarken in unserem Nachbarland besser schützen. Darüber sprach FREIE WELT mit Frau Dr. Miluše Vilímská vom Amt für Patent- und Erfinderwesen der ČSSR.

Die Namen tschechischer und slowakischer Produkte waren auch bisher nicht schutzlos vor dem Gesetz?

Nein, in den Ländern der Böhmischen Krone gab es schon 1858 ein Gesetz, nach dem unsere älteste Schutzmarke eingetragen wurde: das Pilsner Urquell. Später erfolgte eine Reihe von Novellierungen, die letzte im Jahre 1952.

Und weshalb jetzt die weitere Gesetzeserneuerung?

Bisher war nur die Eintragung von Schutzmarken für Produkte, nicht aber für Dienstleistungen möglich. Das wurde geändert. Wobei unter diesen Begriff nach dem neuen Gesetz auch künstlerische Tätigkeiten, Bankservice usw. fallen. Eine weitere Neueinführung sind kollektive Schutzmarken, die überall dort Anwendung finden, wo sich mehrere Betriebe zwecks wirtschaftlicher Tätigkeit zusammenschließen – also auch, wenn mehrere Betriebe artgleiche Produkte herstellen, etwa bei einer Sortimentsspezialisierung. Ein weiteres Novum ist der Sonderschutz für sogenannte berühmte Schutzmarken.

Was ist darunter zu verstehen?

Das sind Schutzmarken für hochwertige Produkte, deren erstklassige Qualität allgemein bekannt und beliebt ist. Sobald einer Schutzmarke dieser Status zuerkannt wurde, ist es verboten, eine ähnliche Marke für ein anderes Erzeugnis oder andere Dienstleistungen zu benutzen. Bisher war es möglich, daß es neben der Lkw- und Pkw-Schutzmarke Tatra auch noch Kondensmilch und Schokolade unter diesem Namen gibt.

Aber auch im Ausland nahm man es mit tschechischen Schutzmarken nicht so genau?

Ja, der bekannteste Fall ist wohl das Pilsner Bier. Noch vor der Entstehung der selbständigen Tschechoslowakischen Republik und dann wieder 1937 hatte der Deutsche Reichsgerichtshof das Urteil gefällt, daß die Ausdrücke Pilsner und Pilsener keineswegs den Herkunftsort, sondern nur ein bestimmtes Verfahren bezeichnen – und deshalb zusammen mit einer Ortsbezeichnung beliebig benutzt werden können…

Manche Marke ist auch durch eigenes Verschulden von ČSSR-Betrieben verlorengegangen!

In der Tat, eine Reihe von Schutzmarken mit hohem Marktwert hat die Tschechoslowakei verloren, weil der Produzent die Herstellung eingestellt und die Schutzmarke nicht erneuert hat. Sie muß nämlich alle zehn Jahre neu angemeldet und auf diese Weise erhalten werden. So ist beispielsweise an Frankreich die Schutzmarke Figaro für Schokoladenwaren verlorengegangen.

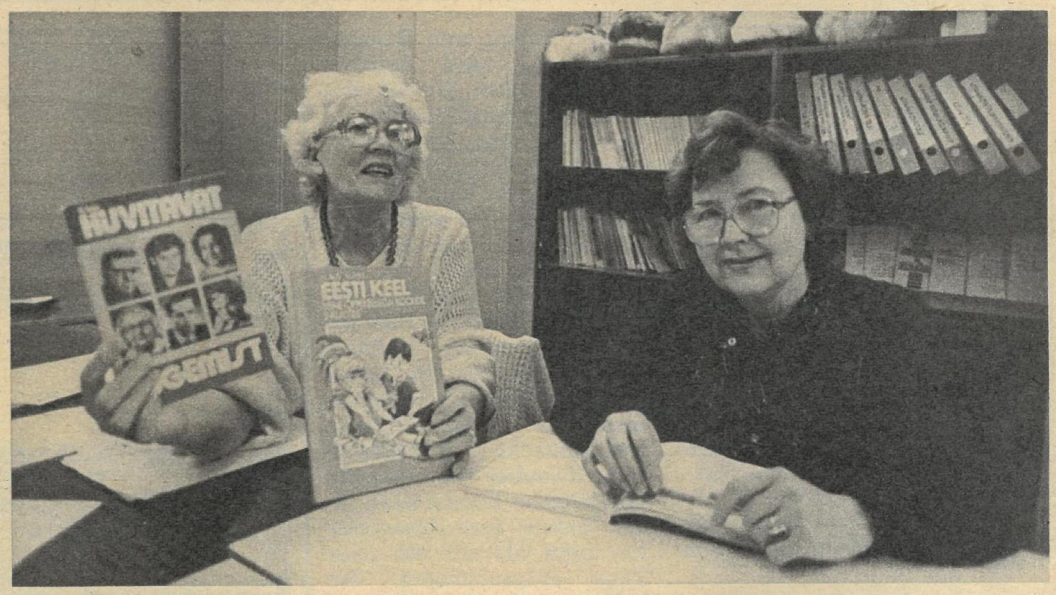
Durch das neue Gesetz hat sich auch eine Kommission für Schutzmarken konstituiert. Welche Aufgaben hat sie?

Sie soll vor allem vorbeugend wirken, damit es zu keinem gerichtlichen Markenschutzverfahren kommt. Und sie soll dafür sorgen, daß Unklarheiten in Schutzmarkenfragen so bald wie möglich ausgeräumt werden.

Gibt es ein Beispiel dafür?

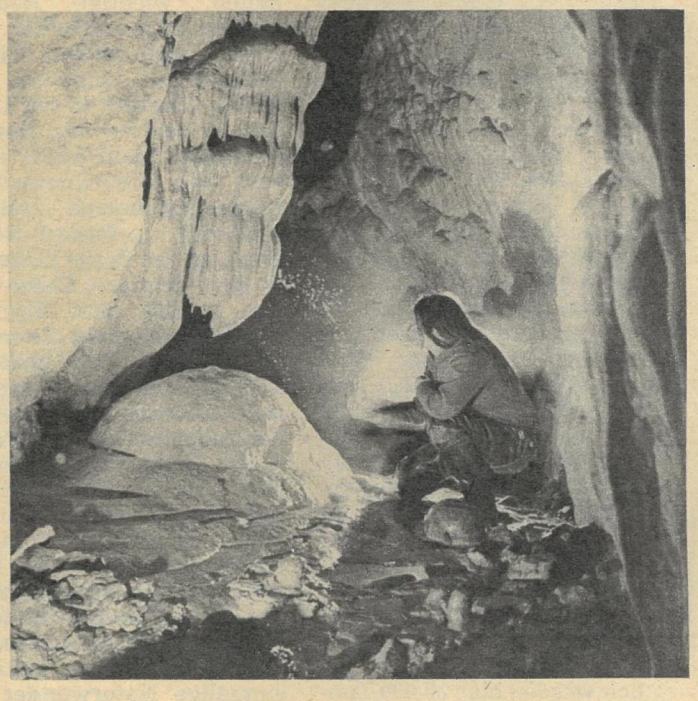
Das des tschechoslowakischen Rotweins, der als Burgunder bezeichnet wurde. Eine französische Firma erhob Einspruch. Durch Verhandlungen ist es dann gelungen, daß die Firma von einer Klage abgesehen hat. Es wurde eine dreijährige Übergangsfrist vereinbart, in der noch die alte Bezeichnung verwendet werden kann, um Etiketten usw. zu nutzen. Dann werden die tschechoslowakischen Weine der Burgunderrebe als Ruländer bezeichnet werden.

Interview:
Jindra Horáková



Sprach-Studium

Estnisch wird seit kurzem an der Bildungsstätte des Textilbetriebes „Linda“ in Tallinn unterrichtet. Nicht nur die Verkäuferinnen des firmeneigenen Geschäfts im Zentrum von Estlands Hauptstadt, sonderen auch die anderen Mitarbeiter wollen die estnische Sprache ebenso beherrschen wie die russische. Immerhin machen die Esten ein Fünftel der Belegschaft von „Linda“ aus. Zwar gibt es noch Probleme mit den Lehrbüchern, aber 51 Betriebsangehörige nehmen bereits am Kursus teil.



Kendo-Kati

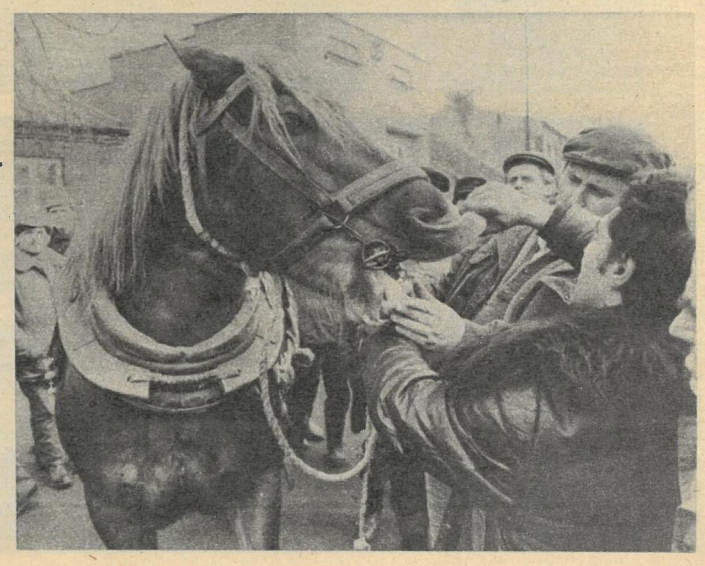
Fünfzehn Kendo-Kämpfer aus der ČSSR wurden kürzlich als Mitglieder in den Verband Japans aufgenommen. Zwei erhielten den ersten Dan. Kendo, die japanische Kunst des Fechtens mit Bambus-Schwertern, hat in Prag mehr als fünfzig Anhänger. Zu ihnen gehört die Schülerin Kateřina Chalupecká (auf dem Foto während eines Kampfes).

Amateur-Aktion

Amateure erschließen vor dem großen Urlauberansturm neue Höhlen in den rumänischen Mehedinți-Bergen. Die Freizeit-Höhlenkundler sind in 50 Klubs organisiert und unterstützen die Spezialisten des Instituts für Speläologie in Bukarest. Gemeinsam arbeiten sie nicht nur für den Tourismus. Sie erkunden auch Wasserressourcen und Gesteinsvorkommen.

Gaul-Gaudi

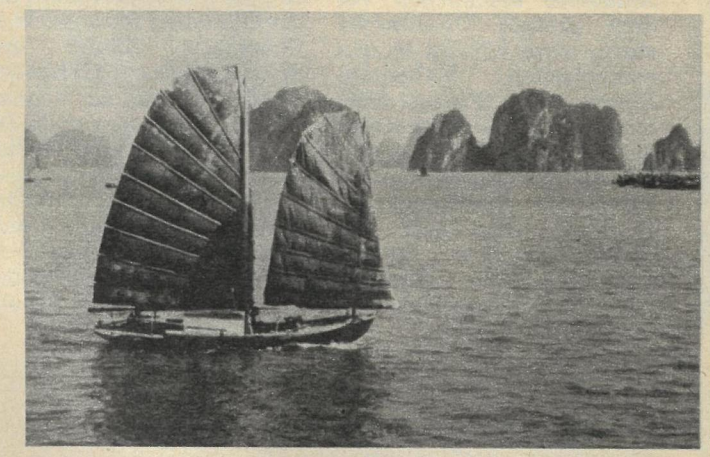
In jedem Frühjahr zieht der traditionelle Pferdemarkt in Skaryszew Käufer und Schaulustige an. Gehandelt werden vor allem Arbeitspferde, von denen es in Polen noch über eine Million gibt. Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul – dieser aber wird verkauft. Der Fachmann erkennt mit geschultem Blick an den Zähnen das genaue Alter des Tieres.

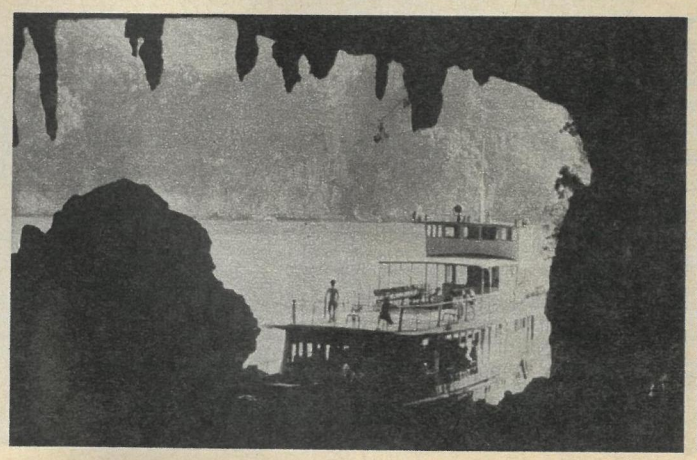


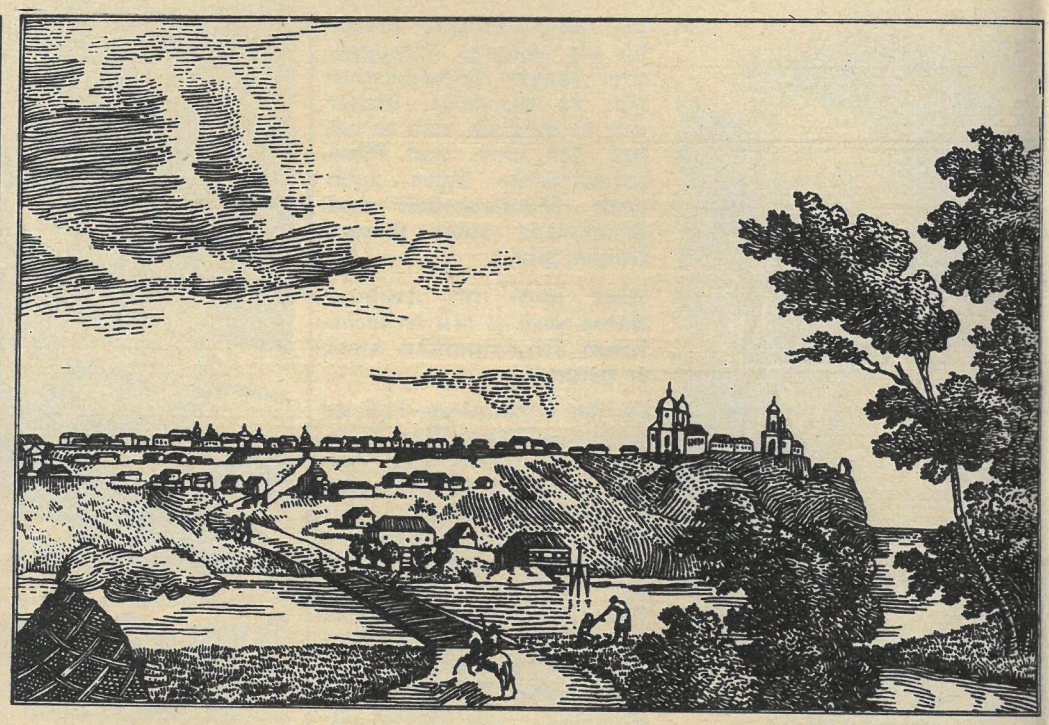
Das achte Weltwunder

Sechs Stunden fährt der Bus von Hanoi zur Halong Bucht, dem Naturparadies Vietnams. Palmen an der breiten Allee führen zum Strand. Lianengewächse überwuchern die hüglige Landschaft. Bambus in allen Größen und immer wieder Hibiskusblüten. Touristen bezeichnen diese Gegend als das achte Weltwunder. Unter hellem Himmel liegt das Meer, durchbrochen von bizarren Felsen. Diese Inselgruppen sollen der Sage nach die Rükkenflossen eines Drachens sein, der nach erbitterten Kämpfen mit seinen Feinden erschöpft auf den Meeresgrund gesunken ist. Wohin das Auge schaut, steigen „Hasen", „Hunde", „Schildkröten", „Kämpfende Hähne" und sogar „Teekannen" empor. Der unerschöpflichen Phantasie der Menschen sind ihre Namen entsprungen. 3000 Inseln und Felsen ragen aus dem smaragdgrünen Wasser. Ausgewaschene Grotten und Höhlen ziehen die Besucher in ihren Bann. Auf leichten Wellen schaukeln Dschunken, deren kupferfarbene Segel sich im Wind blähen. Die Fischer sind Tag und Nacht draußen, wohnen mit ihren Familien auf den Booten. Am frühen Morgen bringen sie die reiche Beute heim. Jährlich werden hier 20 000 Tonnen Fisch, dazu auch anderes Seegetier, gefangen. Über tausend Arten leben in der Bucht, zum Beispiel Thunfische und delikate Kalmare. Der Grund des Wassers ist mit Korallenkolonien übersät. Die Halong Bucht ist nicht nur bekannt wegen ihres wunderbaren Panoramas. Sie wird auch gerühmt wegen des Heldenmutes ihrer Menschen. Am 5. August 1964 wurde hier der erste amerikanische Pilot gefangengenommen. Längst herrscht wieder friedlicher Alltag, bestimmt von vietnamesischer Geschäftigkeit. Einheimische und ausländische Urlauber erholen sich. Sowjetische Spezialisten indes haben ihre Quartiere für mehr als nur ein paar Tage aufgeschlagen. Sie helfen, wichtige Bodenschätze zu erschließen. An dieser malerischen Küste befindet sich immerhin das größte Kohlerevier des Landes. In der Provinz Quang Ninh wird mehr als 90 Prozent des vietnamesischen Kohleaufkommens – reiner Anthrazit – gefördert. Hong Gay, fast am Berge klebend, ist der wichtigste Hafen dafür. Schiffe aller Herren Länder warten auf die wertvolle Fracht. Zum größten Teil wird die Kohle exportiert. Aber sie dient ebenso der Industrie der Republik, speist Kraftwerke, Hochöfen und Betriebe. Seefischerei, blühender Tourismus, aber auch Gewinnung von Rohstoffen. Das Komitee für Umweltschutz in der Halong Bucht hilft, ökologische und ökonomische Belange zu wahren, um das einmalige Naturwunder in seiner ganzen Pracht für alle Zeiten zu erhalten.

Ilona Berger







Daheim in Orenburg

Ein nationales Kulturzentrum der Sowjetdeutschen wurde kürzlich in Orenburg (Foto) gegründet. Als wichtigste Aufgaben betrachtet das Zentrum die Pflege der deutschen Muttersprache und die der nationalen Sitten und Bräuche. Auf der Gründungsversammlung kamen auch die Ausreisen in die BRD zur Sprache. Die Versammelten riefen dazu auf, „nicht nach einem Paradies in der Fremde zu suchen", sondern daheim für eine nationale Kultur und für wirtschaftlichen Wohlstand zu wirken. Es ist beabsichtigt, noch in weiteren Rayons des Orenburger Gebiets deutsche nationale Zentren zu gründen. Gegenwärtig bereitet ein aus elf Personen bestehendes Arbeitskomitee die erste Gebietskonferenz der Orenburger Sowjetdeutschen vor. An ihr werden Delegierte aus jeder Stadt und jedem Dorf mit sowjetdeutscher Bevölkerung teilnehmen. Laut Volkszählung von 1989 beträgt die Bevölkerung des Orenburger Gebiets 2 174 000 Menschen, 50 000 davon sind Sowjetdeutsche. Wie gelangten Deutsche nach Orenburg, in die südwestlichen Vorberge des südlichen Ural? Mit der sogenannten Weiterwanderung, die auch Mittelasien und Sibirien berührte. Für die Nachkommen der Deutschen, die ein Manifest Katharinas II. ab 1763 nach Rußland gelockt hatte, war seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts Ackerboden und Wohnraum knapp geworden. Deshalb überhäuften sie die Behörden mit Bittschriften, nach Sibirien weiterwandern zu dürfen. 1881 verabschiedete die russische Regierung zeitweise Regelungen, 1889 dann ein Gesetz, das die freiwillige Übersiedlung nach Sibirien gestattete. 1894 bereits wurden von deutschen Umsiedlern aus der Südukraine die ersten sogenannten Tochterkolonien im Orenburgischen gegründet. Weitere deutsche Siedlungen entstanden 1895, 1901 und 1902. Da war die 1743 gegründete Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements eineinhalb Jahrhunderte alt und schon nicht mehr – um mit Puschkin zu sprechen – „ein Dorf, umgeben von einem Palisadenzaun". Der Kupferstich von A. Afanassew (Abbildung oben) zeigt Orenburg Anfang des 19. Jahrhunderts. Heute ist Orenburg eine Großstadt mit 547 000 Einwohnern (1979: 458 000) und bekannt als Ausgangspunkt der Erdgasleitung „Drushba". Gegenüber FREIE WELT sagte der Chefredakteur der Wochenzeitung für die sowjetische Bevölkerung deutscher Nationalität „Neues Leben", Wladimir Tschernyschow: „Das Kulturzentrum in Orenburg ist nicht die einzige Einrichtung dieser Art, ähnliche gibt es zum Beispiel auch schon in Lettland, in Kasachstan, in Sibirien. Es sollen weitere überall da folgen, wo größere Gruppen von Menschen deutscher Nationalität angesiedelt sind. Auch bei den Sowjetdeutschen im Orenburgischen ist eine der Zielstellungen die Schaffung einer deutschen autonomen Republik an der Wolga." Die Meinungen dazu gehen allerdings auseinander. Während ein Teil für die Rückkehr aller Umsiedlungswilligen an die Wolga plädiert, spricht sich der andere für den Verbleib am gegenwärtigen Wohnort aus, wenn Möglichkeiten geschaffen werden, die nationalen Bedürfnisse zu befriedigen. Von beiden Seiten wird darauf verwiesen, daß stets auch die Interessen der anderen Nationalitäten berücksichtigt werden müssen.

Gisela Reller

Nackte Sicht auf Tatsachen

Freizügigkeit ist angesagt für diese Sommer- und Badesaison. Während einerseits die internationale Reiseagentur INTOURIST noch keinen Katalog mit FKK-Stränden an den sowjetischen Gewässern zur Hand hat, mehren sich andererseits die inoffiziellen Meldungen über solche Paradiesflecken. Mit anderen Worten: Verdeckt wird von Sonnenanbetern mit offenen Karten gespielt. So soll es auf der Kurischen Nehrung, wo einst Thomas Mann schon badete (nackt?), wenn auch halb-, so doch offenherzige Ansätze zur Freikörperkultur geben. Geteilt in Adam und Eva zeigt man sich ganz. Doch einmal abgesehen von diesen Unter-der-Hand-Meldungen: Es ist eine nackte Tatsache, daß sich im vergangenen Jahr die Textillosen den Tallinner Badestrand „Klooga-Rand" an Land gezogen haben, um sich auszuziehen. Und alle Maßnahmen gegen die

Scham- und Hüllenlosen verliefen im Sande. Mehr noch: Den Badern im Adam- und Eva-Kostüm wurde sogar juristisch der Rücken gestärkt. Vom hohen Gerichtskollegium in Tallinn. Womit bewiesen wäre: Es ist immer gut, wenn man Kreuz zeigt. Und es nicht nur in der Hose trägt. Die Tendenz zu einer nackten Sicht auf schöne Tatsachen nimmt auch in der Sowjetunion immer mehr zu. Wer die dortigen Strände kennt, der weiß: sämtliche Badekostüme sind erlaubt. Selbst die, die mehr zeigen, als verdecken. Doch der letzte Schritt, die alles entscheidende Enthüllung, sie scheiterte an der Tradition. Jetzt ist ein Anfang gemacht. Mehr nicht. Und sicher wird so mancher noch durch ein Wellenbad der Gefühle müssen, ehe er mit nacktem Vergnügen in den Spruch dieses Sommers ausbricht: Mein Gott, wie ist das schön!

Bernd Hansen

Polens neues Parlament

Straßenbilder aus dem Polen dieser Tage. Hinter den Alltagsfassaden tritt die Wahlkampagne in ihre Endphase. Am 4. und 18. Juni wird in unserem östlichen Nachbarland ein neues Parlament gewählt, das aus zwei Kammern besteht – dem Sejm und dem neu zu bildenden Senat. Ziel dabei ist das künftige Modell des polnischen Sozialismus, wie Wojciech Jaruzelski Anfang Mai auf der PVAP-Landesdelegiertenkonferenz betonte, in Gestalt einer sozialistischen parlamentarischen Demokratie und eines Bürgerstaates, der jedem Polen die Möglichkeit bietet, sich aktiv in die öffentlichen Dinge einzuschalten. Die gemeinsame Vision des reformierten gesellschaftspolitischen Systems war in den achtwöchigen Gesprächen am „Runden Tisch" von 57 Persönlichkeiten der unterschiedlichsten politischen und weltanschaulichen Couleur erstellt worden. Das „große polnische Experiment", so „Trybuna Ludu", kam auf Initiative der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PVAP) zustande, die darin die bisherige Krönung ihrer auf dem IX. Außerordentlichen Parteitag eingeleiteten und seither immer weiter ausgebauten Linie der Verständigung, des Kampfes und der Reformen sieht. Mit einer Verfassungsänderung sowie neuen Wahlordnungen hat der Sejm unmittelbar nach dem „Runden Tisch" die Voraussetzungen für die Einführung des Zwei-Kammern-Parlaments geschaffen, das übrigens in der 500jährigen Geschichte des polnischen Parlamentarismus absolut kein Novum ist. Der Sejm mit seinen 460 Sitzen und der Senat (mit 100) bilden künftig die polnische Nationalversammlung als höchstes Organ der sozialistischen Staatsmacht. Nach der ausgehandelten Sitzverteilung erhalten die PVAP, die Vereinigte Bauernpartei (ZSL) und die Demokratische Partei (SD), die eine Koalition bilden, 60 Prozent der Mandate. 5 Prozent entfallen auf die ihnen nahestehenden katholischen Laienorganisationen PAX, PZKS und UChS, die restlichen 35 Prozent auf parteilose Abgeordnete. Die Bewerber um diese Mandate können von den Massenorganisationen – etwa der rund 7 Millionen Mitglieder zählenden Gesamtpolnischen Verständigung der Gewerkschaften (OPZZ) – nominiert werden. Mittels 3000 Unterschriften können aber auch Einzelpersonen kandidieren. Die PVAP betont in ihrer Wahl-Plattform: Aufbauend auf den revolutionären Nachkriegsveränderungen der VRP, die die progressiven gesellschaftlichen Umgestaltungen und den sozialen Aufstieg von Millionen Polen sicherten, verstehe sie sich als Hauptinitiator und Garant der sich vollziehenden demokratischen Wende. Die Partei werde auf die Politik des Staates durch ihre Vertreter in Sejm, Senat und Nationalräten Einfluß nehmen. Sie verteidige die Interessen der Menschen, die von ihrer eigenen Hände Arbeit leben. Die OPZZ tritt mit dem Versprechen an, im Parlament dafür zu sorgen, daß alles, was die Werktätigen schaffen, gerecht verteilt wird; negative Auswirkungen der Marktwirtschaft sollen bekämpft, Bedingungen für eine effektivere Arbeit geschaffen, die soziale Sicherheit aller Werktätigen und ihrer Familien gewährleistet werden. Das sogenannte Bürgerkomitee von „Solidarnosc" hat ein Wahlprogramm verabschiedet, das Richtschnur für die Kandidaten der Opposition ist; ihr Ziel besteht darin, wie zu lesen ist, „durch den parlamentarischen politischen Kampf" die „Souveränität des Volkes" und die „Unabhängigkeit des Landes" zu erwirken. Was exakt darunter zu verstehen ist, wird nicht weiter ausgeführt. Auf jeden Fall, so merkte „Trybuna Ludu" an, fehlt in der Wahlplattform ein klares Bekenntnis zur bestehenden Gesellschaftsordnung in Polen.

Gerhard Kowalski

● Gut gesagt

Erfolge stellen sich nicht durch Selbstbetrachtung ein, dafür braucht es ein gutes Stück Arbeit. Manche wollen viel, ohne etwas zu geben. Niemand darf privilegiert sein, das Leben hängt von uns selbst ab.

Gena Dimitrowa, Opernsängerin, Sofia

● Am Rande

Ein sechzehn Kilogramm schweres Roggenbrot, wie es einst in russischen Klöstern gebacken wurde, gehört zur Ausstellung des in Leningrad eröffneten Brotmuseums. Es zeigt Backwaren der verschiedensten Zeiten, darunter Erzeugnisse einer russisch-amerikanischen Fabrik. – Aber Kosten verboten!

● Persönliches

Der Stadtarchivar von Usti nad Labem, DR. VLADIMIR KAISER, besitzt eine Sammlung von etwa 6000 alten Standard-Schallplatten (78 Umdrehungen je Minute). Die größte Platte mißt vierzig Zentimeter im Durchmesser, die kleinste sechs.

Selbst erfahrene Bergsteiger halten es für ein großes Glück, ein Edelweiß zu finden. Im Garten des Försters JEWGENI BOBERSKI aber, in den ukrainischen Karpaten, blühen im Sommer über 300 „Seidenzöpfe", wie die Blume von den Huzulen genannt wird.

Dreihunderteinmal operierte der rumänische Hirnchirurg LEON DANILA bereits mit Hilfe der Lasertechnik. Dr. Danila spezialisierte sich nach Abschluß der medizinischen und der philosophischen Fakultät auf die Neurochirurgie. Der Arzt – er arbeitet im Bukarester Marinescu-Hospital – ist auch in Moskau, Amsterdam, New York und Budapest ein gefragter Fachmann.

Redaktion: Andreas Böttcher; Fotos: ADN-ZB/ČTK (2), TASS, ADN-ZB/Agerpres, ADN-ZB/CAF, I. Berger (2), ADN-ZB/TASS, D. Steinberg, V. Hohlfeld (2); Vignette: D. Schüler

Eine pädagogische Faustregel besagt, daß ein Mensch etwa zehn Prozent von dem, was er hört, behält. Und dreißig Prozent von dem, was er sieht. Hören und sehen zusammen bringen es immerhin auf fünfzig Prozent. Auf neunzig Prozent aber steigt die Quote, wenn er etwas aktiv tut. – Doch was kann man im Russisch-Unterricht schon tun?

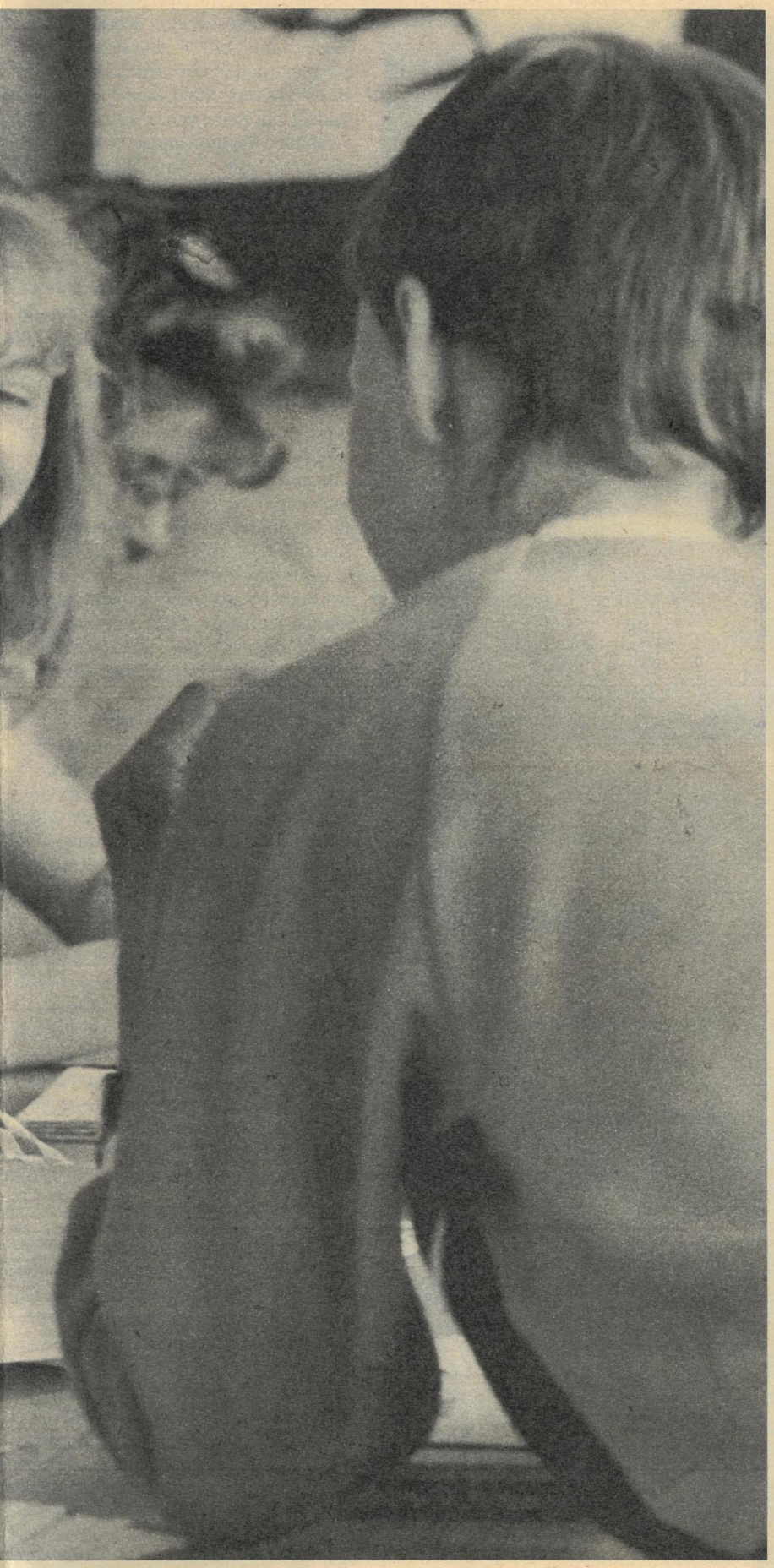
Es ist ruhig im Traditionszimmer der Juri-Gagarin-Oberschule, in einer der beiden Schweriner Lehranstalten mit erweitertem Russisch-Unterricht. Die Schüler sind ganz bei der Sache. Zwölf- bis Vierzehnjährige. Was sie machen? Freizeitbeschäftigung! Und das bei sommerlichen 25 Grad. Mitglieder des „Clubs der internationalen Freundschaft" studieren Briefe sowjetischer Schüler, bereiten die Rückantworten darauf vor.

Sie entziffern Namen, schwer lesbare, handschriftliche, notieren Adressen, Angaben zur Person, Detektiven gleich verfolgen sie jede verwertbare Spur. Ich heiße Nina, liebe Musik, studiere Informatik, gehe gern tanzen… Manchmal, recht häufig sogar, stockt die Fahndung. Dann wird Gabriele Weitendorf eingeschaltet. Als Spezialistin, als „Hauptkommissar". Aber sie nimmt den Schülern die Arbeit nicht ab, sie hilft nur, unterstützt, legt Vokabelfährten, die zurückführen auf bekanntes Gebiet, vertrautes Wissen.

„Es geht nicht darum", sagt die Russischlehrerin Gabriele Weitendorf, „die Briefe Satz für Satz zu analysieren, sie womöglich wörtlich zu übersetzen. Wer das kann, dem ist es natürlich nicht verboten. Die anderen aber sollen, ihrem Alter und ihrem Wissen gemäß, den Inhalt spielerisch erfassen. Mit Spaß daran, wieviel sie schon können. Und dem heimlichen Ärger darüber, wieviel Vokabeln im Gedächtnis versickert oder noch Neuland sind."

Selbst nach nur kurzer Bekanntschaft mit Gabriele Weitendorf kann man ihr „so manches nachsagen": Zuverlässigkeit, Engagement, Konsequenz. Gepaart mit Güte. Zu den Schülern spricht sie ruhig, freundlich, ein Lächeln, ein aufmunterndes Wort, ein Anflug von Humor… Sie schauspielert nicht. Die Schüler spüren das. Und

Gabriele und die Detektive



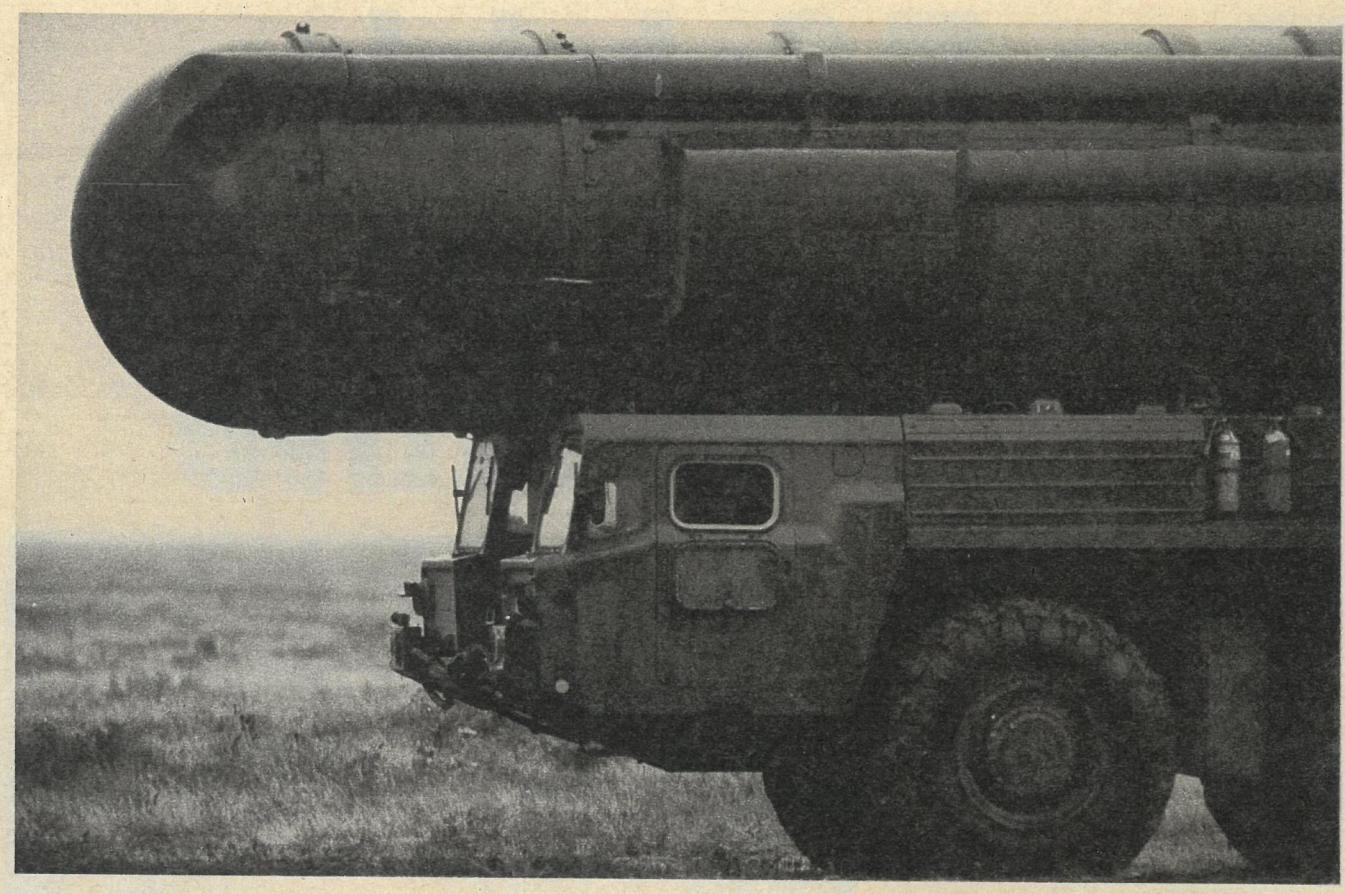
honorieren es mit Vertrauen. „Das Aufgehen im Beruf", sagt sie, „ist für mich nicht Zugabe zum pädagogischen Wissen, es ist die Voraussetzung für die richtige Anwendung des Gelernten."

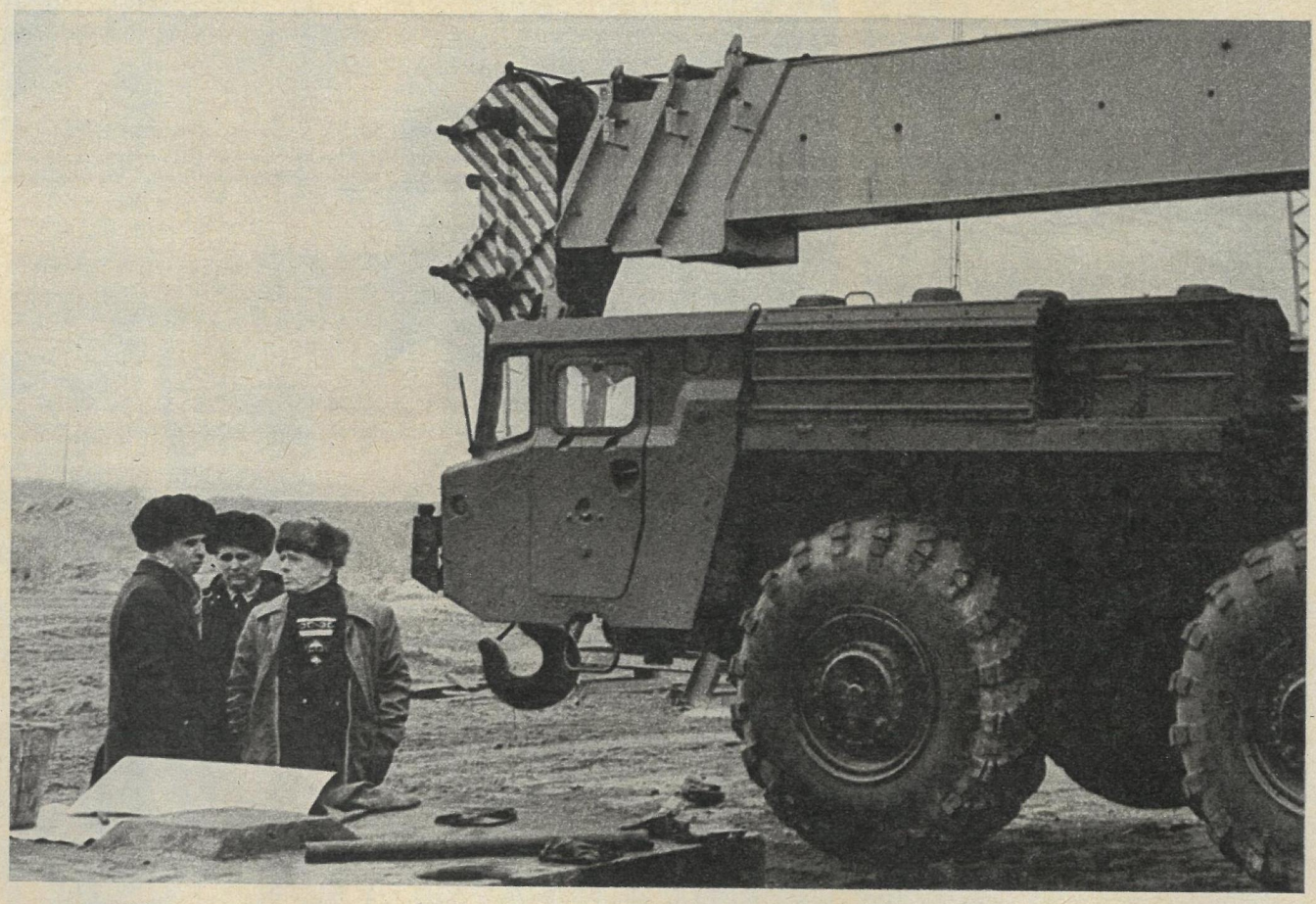
Gabriele Weitendorf, 1947 geboren, wollte immer Lehrerin werden. So wie ihre Eltern es waren. Und deren Eltern. Die Lehrerdynastie Weitendorf... 1965 machte sie das Abitur, 1969 Staatsexamen an der Pädagogischen Hochschule Potsdam. Fachkombination: Russisch und Geografie. Dann kehrte sie nach Schwerin zurück. An die Juri-Gagarin-Oberschule. Gabriele Weitendorf kam in ein weithin geachtetes Lehrerkollektiv. Es nahm sie mit offenen Armen auf, wurde zum Nährboden für ihre weitere Entwicklung. Heute gehört Gabriele Weitendorf selbst zu den geachteten Lehrerpersönlichkeiten. „Eigentlich bin ich nie so richtig zufrieden mit mir", sagt sie. „Auf der einen Seite belastet mich das, auf der anderen bin ich darüber froh. Zufriedenheit macht träge. Und noch etwas habe ich gelernt: Man muß immer wissen, worüber man redet." – Das ist die Brücke, auf der Gabriele Weitendorf als Fachberaterin für Russisch mit den Kollegen der anderen Schweriner Schulen verkehrt.

Das geliebte, ungeliebte Fach Russisch... Gibt es auch eine pädagogische Faustregel dafür, wie man es attraktiver macht? „Keine Faustregel", sagt Gabriele Weitendorf. „Aber einen neuen Lehrplan und neue Lehrbücher. Sie sind am Leben orientiert. Der Erfolg spricht für sie. Das Ausdrucksvermögen der Schüler ist deutlich gewachsen, der Wortschatz endlich praktikabel, lebensnah. Der Schüler hat Erfolg, merkt, daß er vorangekommen ist. Und bei auftauchenden Klippen... Da ist die Meisterschaft des Pädagogen gefragt. Bevor der Reiz erlischt, muß der Schüler neu motiviert werden. Mit Einfühlungsvermögen, Können und Phantasie."

Auch darum wird es auf dem IX. Pädagogischen Kongreß in Berlin gehen, an dem Gabriele Weitendorf, der jüngste Sproß einer Lehrerdynastie, teilnehmen wird.

Bernd Siegmund (Text)
Uwe Völkner (Fotos)





Ab-rüstung

Nischt mehr zu löten an der Holzkiste. So spricht Berliner Volksmund, wenn er etwas für endgültig, für abgeschlossen hält. Die ausgezackte Schneidkante (Pfeile), von fauchenden Schweißbrennern trennend durch zolldicken Stahl gezogen, ist ein Nachweis für Aufrichtigkeit und Konsequenz, die nichts und niemand mehr zurücknehmen kann. Klaus Hurrelmann (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) waren in Odessa, wo aus Lafetten für SS-20-Atomraketen Autodrehkrane werden. Ein für allemal.

Zwar exportiert das Werk „Januar-Aufstand“ in Odessa seine Erzeugnisse seit langem in viele Länder. Aber eine Weltfirma? Nein, davon konnte keinesfalls die Rede sein. Das hat sich beinahe über Nacht geändert: Das Produktionsprogramm der renommierten Kranbaufirma wurde um eine sensationelle Neuheit erweitert.

Zur Vorgeschichte: Der erste Schritt zur Abrüstung der sowjetischen SS-20-Raketen wurde in Kapustin Jar gegangen (siehe FW 19/1988). Sprengladungen vernichteten vor den Augen der Weltöffentlichkeit eine Serie Trägerraketen. Volkmar Billeb, als Bildreporter dabei: „Ich sah, wie dort auf einen Schlag fünf Raketenträger von ihrer Last befreit wurden.“

Nun war der zweite Schritt fällig: Aus den saurierstarken Lafetten – geländegängig und robust für schwierigste Bedingungen – sollte etwas Nützliches, Friedliches werden. Krane daraufzusetzen bot sich an. Dieses Projekt zur Tat werden zu lassen, dafür war zweifellos das Werk in Odessa, größter sowjetischer Hersteller von mobilen Hebezeugen, am besten geeignet.

1988 beging der Betrieb sein 125. Jubiläum. 1863 gegründet als Zentralwerkstatt für die Reparatur von Lokomotiven und Eisenbahnwaggons, spezialisierte sich die Fabrik in den dreißiger Jahren auf den Bau von Kranen und Baggern. 1931 rollte der erste Kran aus der Werkhalle; von einer schnaufenden Dampfmaschine getrieben, hob er ganze fünf Tonnen. Wieviel Kranmodelle seither dort konstruiert und gebaut wurden, niemand weiß es genau zu sagen. Eisenbahndrehkrane, Krane auf Ketten und Rädern. Das Spektrum reicht heute bis zu superstarken Baukranen, die es mit 250 Tonnen aufnehmen. Zweimal in seiner Geschichte aber mußte der Betrieb seine Friedensproduktion umstellen, zur Waffenschmiede werden.

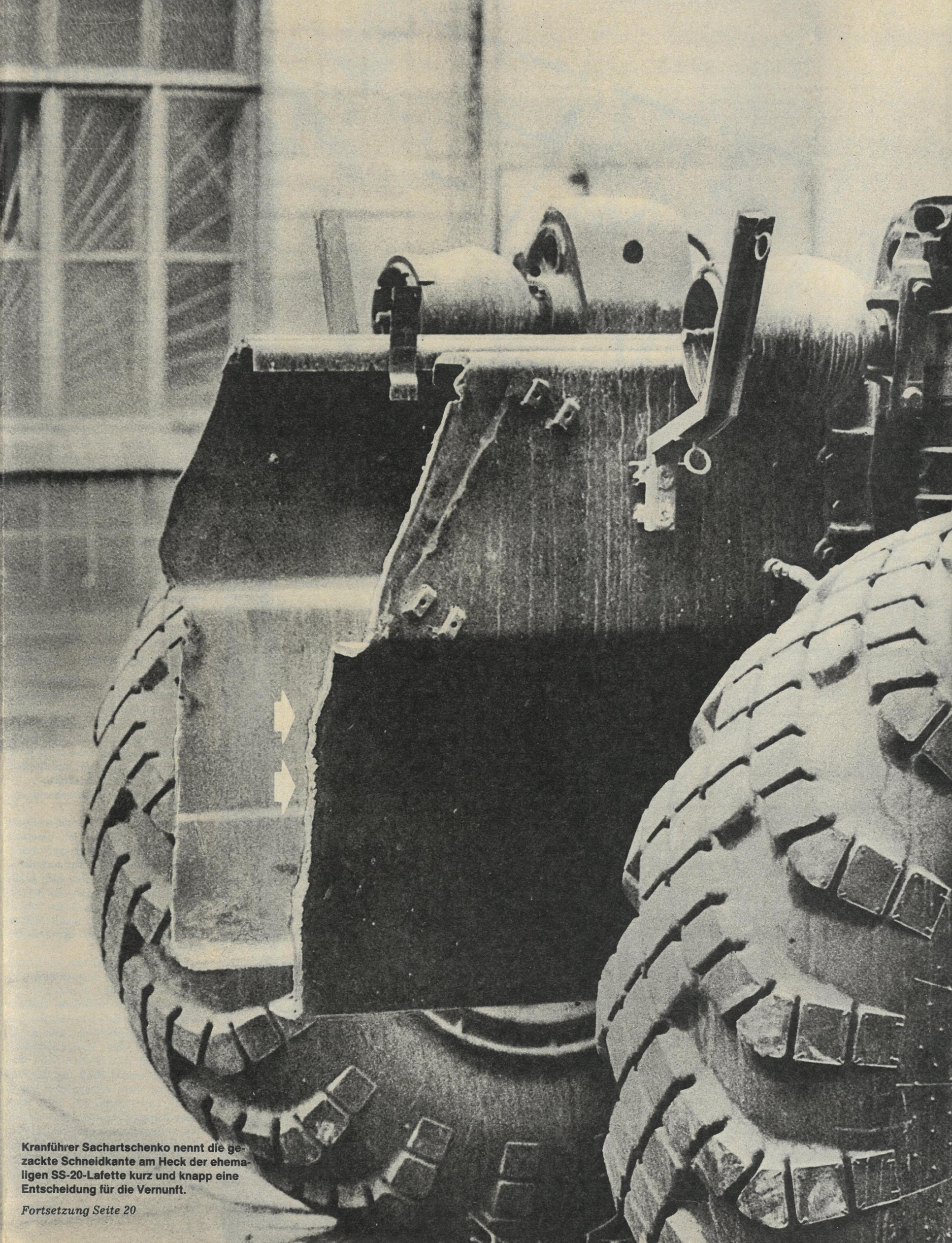
Wovon Farben erzählen

Noch ist das Fahrerhaus der SS-20-Lafette olivgrün, die Farbe, die Militärfahrzeuge kennzeichnet. Doch hoch über den sechs Achsen mit den überdikken, stark profilierten Reifen thront ein leuchtend gelbes Kranführerhaus. Dort, wo früher der graue Leib der Rakete lagerte, ruht nun ein Kranarm. Vorn baumelt der Haken, schaukelt im steifen Wind, der vom Schwarzen Meer her über das Erprobungsgelände der Kranfabrik fegt. Die kräftige Brise treibt regenschwere, tiefschwarze Wolken vor sich her, und doch wirkt die ganze Szenerie auf uns licht und freundlich.

Der Kranarm. Wie ein Teleskop ist er zusammengeschoben, die Spitze grell mit weißroten Streifen schraffiert. Und das ist die einzige Drohung, die von dieser Riesenmaschine ausgeht. Aufgepaßt, soll sie sagen, wenn ich meine Lasten schwenke, dann haltet euch gefälligst in sicherem Abstand!

Platz wird er beanspruchen, der Riese, wenn er sich reckt, um zu arbeiten, um zu bauen. Zukunftsmusik?

Im Aufbrüllen eines gewaltigen Dieselmotors zerstieben die Vorbehalte auf Nimmerwiedersehen. Gegenwart! Langsam richtet sich der Kranausleger



Kranführer Sachartschenko nennt die gezackte Schneidkante am Heck der ehemaligen SS-20-Lafette kurz und knapp eine Entscheidung für die Vernunft.

Fortsetzung Seite 20

Ab-rüstung

auf, schiebt seine Teleskopglieder auseinander, bis er wohnhaushoch ist. Zwei Arbeiter hängen Stahltrossen an den Haken, dessen Sicherungshebel noch etwas klemmt. Nun zerren die beiden, der Schwenkung des Krans folgend, die dicken Seile zu einer auf dem Boden liegenden Stahlkonstruktion von beträchtlichen Ausmaßen und wohl auch Gewicht, zurren sie daran fest. Lerchen singen, aber es ist erst Februar. Vorjährige Grashalme rascheln im Wind. Da erhebt sich die Stimme des Kranmotors noch lauter. Ein gutmütiger Baß, eigentlich, doch bringt er ringsum alles zum Schweigen. Bislang hat der Kran wenig zu tun gehabt, noch glänzt schwarz der Lack des Hakens, strahlt makellos gelb die Farbe am Dutzende Meter ausgefahrenen Lastarm. Die seitlich von der Lafette ragenden Stützen scheinen sich noch fester vom lehmbraunen Boden abzustemmen. Der Diesel aber ändert seinen gleichmäßig ruhigen, dröhnenden Rhythmus nicht, als er nun das stählerne Dreieck hochhievt, das groß ist wie der Giebel eines Einfamilienhauses.

„Knappe zehn Tonnen wird das wohl wiegen", sagt Wsewolod Bodnak, der als Forschungsingenieur aufmerksam diese Operation verfolgt. 80 Tonnen – diese Zahl steht am Kranhaken. Der Probebetrieb pirscht sich allmählich an diesen Grenzwert heran. Der umgeschulte Kran hilft aufzuräumen.

Als das getan ist, springt der Kranführer aus seiner Kanzel, kommt, ein Schwätzchen mit uns zu machen.

Damals, vor fünfzig Jahren

Sachartschenko heißt er, Wladimir Iwanowitsch. Ein kräftiger, stämmiger Mann.

„Na ja, voll gefordert wird er hier noch nicht. Der Kran wird sozusagen eingefahren wie ein neues Auto. Ich checke ihn gründlich durch, denn er ist ja etwas nie Dagewesenes für uns, da muß die Erprobung gründlich sein!"

Fünfzig Jahre ist Sachartschenko alt? Vor fünfzig Jahren…

„Ja, da war Krieg. Ich war ein sechsjähriger Junge, damals, im besetzten Odessa. Allzuviel habe ich nicht mitbekommen, meine Mutter hat mich davor bewahrt. Aber ich erinnere mich an die Freude der Erwachsenen, als die Faschisten verjagt waren. Später begriff ich, was meine Stadt, meine Heimat durchgestanden hatten während des Krieges."

Er schlägt klatschend mit der flachen Hand auf einen der dickwulstigen Reifen, blickt mich offen an und sagt: „Da hat man schon besondere Gefühle, wenn man diese Arbeit macht. Das hier ist ein Friedens-Polygon, kein Erprobungsgelände für Kriegsmaschinen. Solche Krane braucht unser Land. Wieviel Geist, wieviel Kraft und Material werden da noch verschwendet! Unvernunft! Gern arbeite ich hier. Habe meine Dienstzeit bei der Armee als Matrose in Sewastopol abgeleistet. Da weiß ich, theoretisch, was ein moderner Krieg für die Menschheit bedeuten würde. Diese Praxis hier, nichts anderes will ich tun."

Kurs auf Serien

K-80, so lautet bisher die Werksbezeichnung dieses neuen Krans. Wenn er 80 Tonnen meistert. Oder K-120, wenn er 120 Tonnen bewegt. „Verkauft wird er bestimmt unter einem besseren Namen", schmunzelt Wladimir Iwanowitsch.

Noch gibt es in Odessa keine riesige Werkhalle, in der Dutzende solcher Krane um-, also abgerüstet werden. „Aber jedes Jahr werden siebenhundert SS-20 verschrottet, da wollen wir doch einen großen Teil der frei gemachten Lafetten für uns haben", hatte Vitali Larionow, Außenhandelsdirektor der Produktionsvereinigung „Januar-Aufstand", zu uns gesagt. „Noch hat die Produktion nicht den Schwung, den wir uns wünschen. Das liegt an der Zulieferung, sicher auch am langen Transportweg mit der Eisenbahn. Alles muß sich erst einspielen. Wir sind auf Serienfertigung vorbereitet."

Ein K-120 war übrigens auf der BAUMA, einer Baumaschinenmesse in München (BRD), zu sehen. Nicht als Schaustück, sondern als Angebot. Hundert solcher Krane könnte die Jahresproduktion mindestens erreichen, sagt Direktor Larionow. Der „Münchener Kran" jedenfalls war schon von einem Käufer gebongt worden, bevor er überhaupt auf dem Ausstellungsgelände angekommen war.

Der Trennschnitt

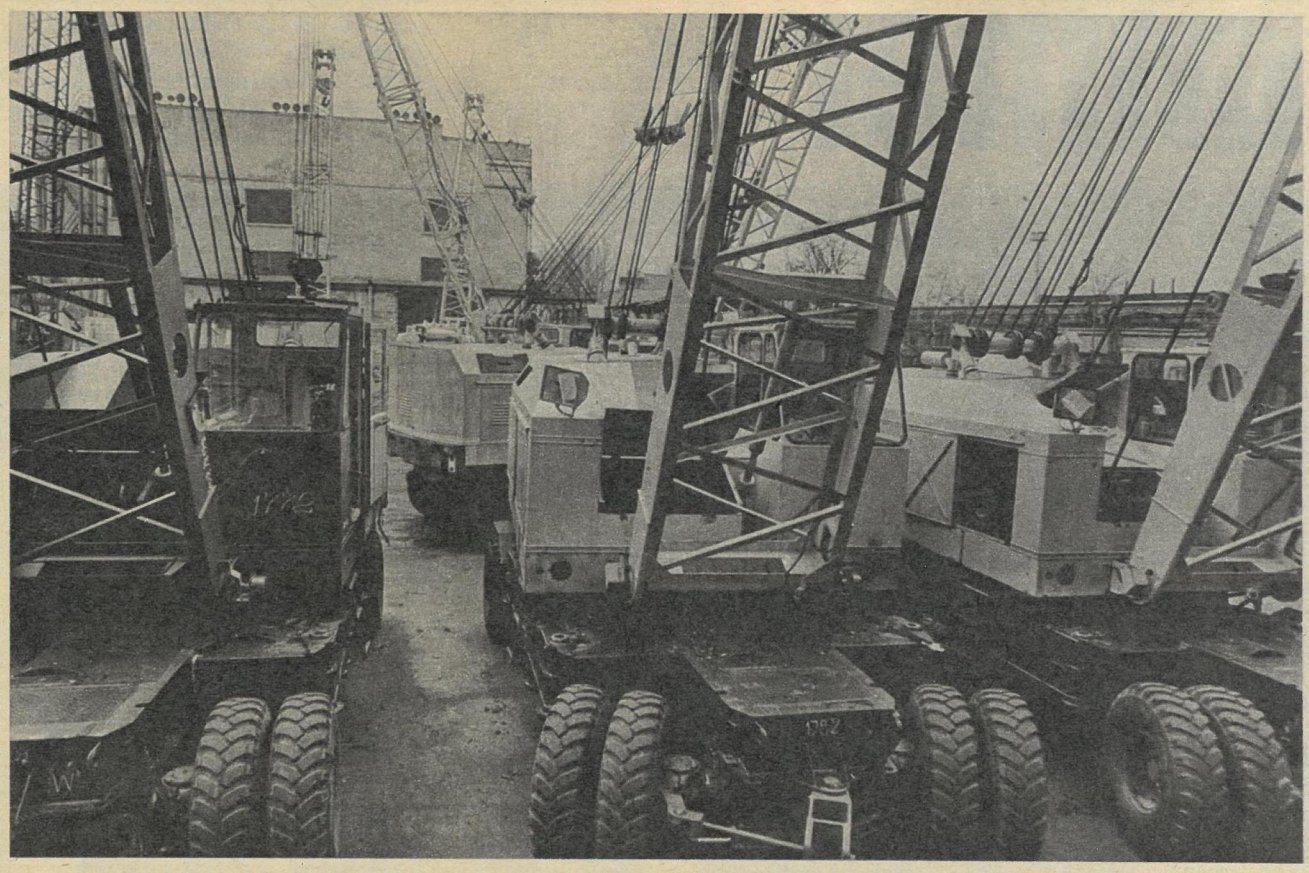
Weiter vorn ist von der Ab-Rüstung der SS-20 die Rede. Beschäftigen wir uns nun genauer damit. Also, die gezackte Schweißnaht sei die Stelle, die für dieses Fahrzeug unwiderruflich die Frage entscheidet: Wird es zivile Arbeit leisten oder Militärdienst? Kranführer Wladimir erklärt: „Das ist doch ganz einfach. Was da jenseits des Schnittes abgefallen ist, und zwar direkt auf den Schrott, ist das, was das Fahrzeug zur todbringenden Waffe machte. Ohne diese Abschußvorrichtung ist die Lafette nur mehr ein harmloser Spezialkraftwagen." Diesen Schnitt kann kein Kunstgriff rückgängig machen, er entwertet das Fahrzeug ein für allemal als Abschußrampe für SS-20-Atomraketen. Kein Trick also, kein doppelter Boden, keine Roßtäuscherei. Aufrichtige Konsequenz. Die Stabilität, die es besitzen muß, um einem Raketenstart standzuhalten, ist nach dem Brennerschnitt niemals wieder erreichbar.

Jakow Pustylnik ist als Hauptkonstrukteur derjenige, der die Lösung fand, Krane auf dem „Rest" zu plazieren. Das ist gar nicht so einfach, sondern ein kniffliges technisch-konstruktives Problem. Schon die veränderten Schwerpunktverhältnisse – Rakete am Heck oder belasteter Kran in der Mitte – verdeutlichen das. Krane brauchen einen festen Standpunkt, einen äußerst stabilen Rahmen, auf dem sie bei der Arbeit – ohne zu kippeln – ruhen, felsenfest. Eine Plattform für Krane samt Stützvorrichtung war auf dem ehemaligen Raketenfahrwerk zu plazieren.

Riesennachfrage

„Es ist wirklich ein Glück, daß diese Schlepper frei werden", sagt der Konstrukteur. Denn der Bedarf an Kranen mit derartiger Geländetüchtigkeit ist groß. Aus Sibirien, aus dem hohen Norden, hat man schon oft nach so was gefragt. Dieser Kran überwindet mühelos ein Meter tiefes Wasser, Gräben, Gruben, grundlosen Schwemmsand, Sümpfe und Morast. Unbeeindruckt von klirrendem Frost oder höllischer Hitze. Dabei ist seine Geschwindigkeit mit 40 bis 45 Stundenkilometern recht beachtlich. Das schaffen die 650 PS, die in seinem Motor stecken. Das automatische Getriebe und anderes macht die Bedienung recht einfach. Der Reifendruck läßt sich, je nach Bodenverhältnissen, von der Fahrerkabine problemlos regulieren. Auch mit zwei geplatzten Reifen wäre Weiterfahrt keine Hürde."

Wo früher der atomare Sprengkopf ruhte, machen jetzt Jakow Pustylnik und Wladimir Sachartschenko ein Schwätzchen (großes Foto links). Einst als Träger für SS-12-Raketen konstruiert: Inzwischen liefert das Fahrzeugwerk diese Lafetten direkt an die Kranbauer. Das „Zwischenspiel" beim Militär entfällt (unten). Die Produktionsvereinigung „Januar-Aufstand" in Odessa ist leistungsfähigster Hersteller von Kranen aller Art in der UdSSR (ganz unten). Der Umbau der SS-20-Lafetten ist ein Auftrag von weltweiter Bedeutung.



Auch Jakow Michailowitsch ist gebürtiger Odessit, 51 Jahre alt. Er war im Krieg „mit der Mama evakuiert, zuerst nach Omsk. Sie war Militärärztin, in Lazaretten, und ich zog immer mit ihr mit, bis in die Nähe der Stalingrader Front. Also habe ich schon als Kind sehr gut begriffen, was Krieg bedeutet. Krieg ist niemals ein ehrenvolles Kapitel der Menschheitsgeschichte. Ein Onkel von mir ist gefallen, Vater, der auch als Chirurg im Krieg war, starb drei Jahre nach dem Sieg an den Folgen seiner schweren Verwundungen."

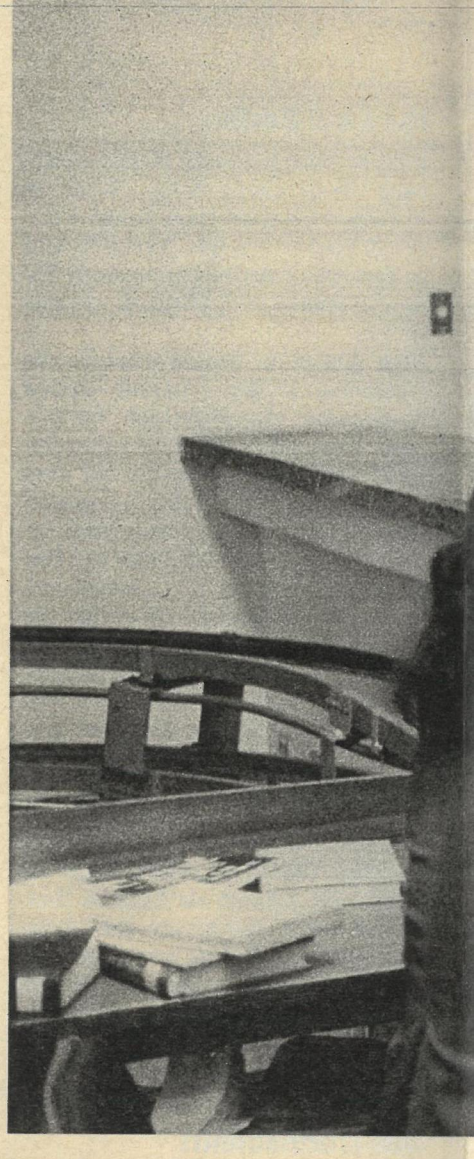
Dann wischt er die Vergangenheit mit einer Handbewegung weg: „Eigentlich sind wir keine Neulinge im Umbau von Kriegsfahrzeugen." Schon seit längerer Zeit montiert das Odessaer Werk auf – deutlich kleinere, aber ähnlich gestaltete – ehemalige Lafetten des alten Raketentyps SS-12 Kranaufbauten. Die polnische Firma BUMAR liefert sie, mit der sehr enge Kooperationsbeziehungen bestehen. „Die SS-12-Lafetten erhalten wir inzwischen direkt vom Autowerk, ohne daß sie je Raketen getragen haben. So muß es auch mit den Raketenträgern der SS-20 werden! Ist doch die reine Unvernunft, erst soviel Aufwand zu treiben für ein Kriegsfahrzeug und es dann mit dem Schneidbrenner wieder kaputtzumachen. Die Außenpolitik meines Landes hilft bestimmt auch, diese Sache zu regeln."

Zusatzfoto: Bernd-Horst Sefzik
Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit TASS.

Am Ufer des Tädong-Flusses, mitten im Zentrum von Phjòngjang, erhebt sich majestätisch ein riesiges Gebäude, eine überdimensionale Pagode – so scheint es. Doch hinter den dicken Pfeilern aus weißem Granit, unter den geschwungenen Giebeldächern mit grünen Ziegeln verbirgt sich ein heiliges Haus des Wissens und Lernens: der große Studienpalast des Volkes.

Mittwochs immer

Ri Won Song (Bild unten) hat einen weiten Weg hinter sich. Er ist für zehn Tage aus dem Norden des Landes, aus der Provinz Rjanggang, in die Hauptstadt gekommen. Um zu studieren, was ihm an der dortigen Hjesaner Universität nicht zur Verfügung steht. Der 23jährige Aspirant am Forstwirtschaftlichen Institut schreibt das Schlußkapitel seiner Dissertation: Die Aufforstung in den Nordgebieten der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik (KDVR) unter besonderer Berücksichtigung des Einsatzes der Japanischen Lärche (Larix leptolepis) – wie unser Dolmetscher Kang sogleich in akademischem Stile übersetzt. Genosse Ri, dessen Vater in einem Sägewerk tätig ist, hat mit seiner Arbeit einen wichtigen gesellschaftlichen Auftrag übernommen. In der Kolonialzeit wurde gerade in den Nordgebieten fast ein Fünftel der Waldbestände vernichtet, koreanisches Holz war begehrt in der japanischen Industrie. Noch sind nicht alle Spuren dieses Raubbaus beseitigt, obwohl alljährlich der Monat April als Tag der Aufforstung begangen wird und jung und alt in die Berge zieht, um Bäume zu pflanzen. Ri Won Song will nun mit seiner wissenschaftlichen Arbeit nachweisen, daß die Japanische Lärche in den nordkoreanischen



Bergen besonders günstig gedeihen wird. Dazu hört er im Tonbandkabinett auch die Übersetzung eines Fachbeitrages aus dem Japanischen, speziell für ihn im Dolmetscherbüro angefertigt. Kostenlos, sagt er und fügt hinzu: Für alle Dienstleistungen hier muß ich keinen Won zahlen.

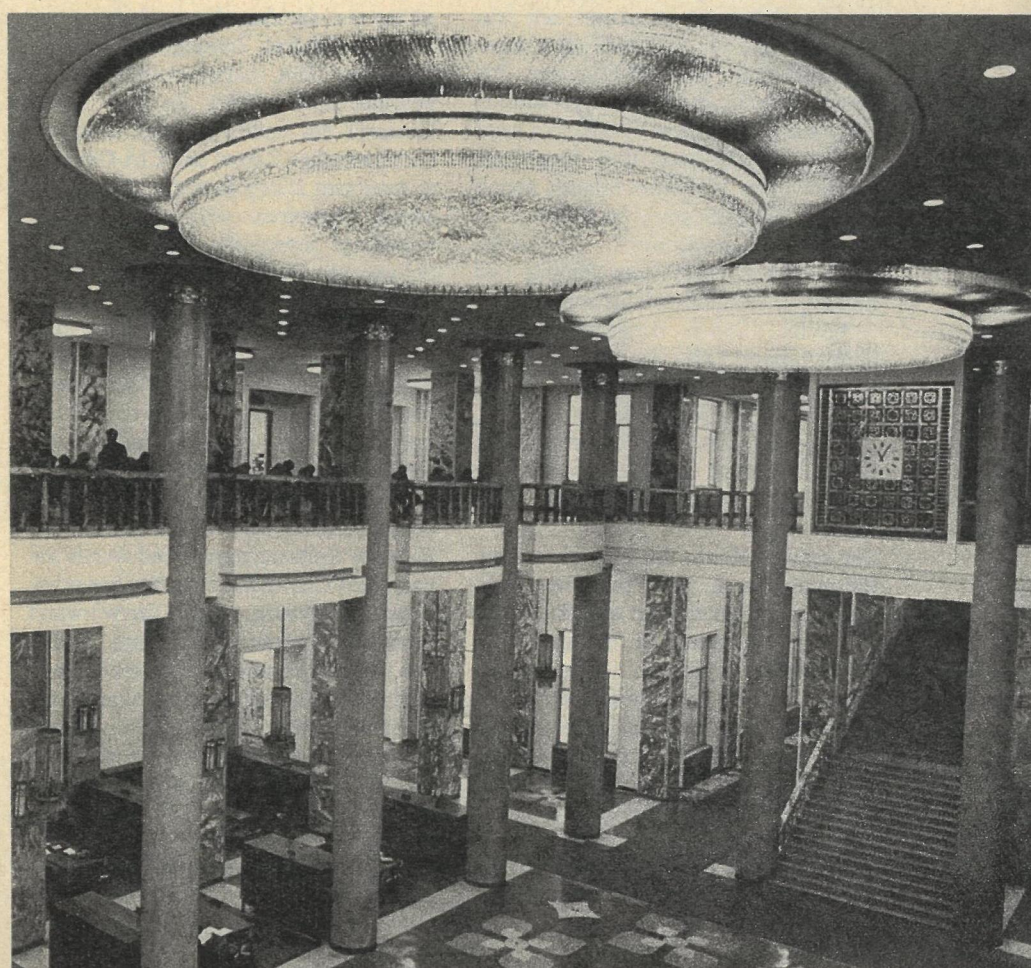
Das Haus, auf einer Fläche von 100 000 Quadratmetern errichtet, ist mit seinen 600 Sälen gewaltig und groß. Doch es ist auch groß in seinen Ansprüchen. Es nutzt die Erfahrungen, die in einer landesweiten „Bewegung des Lernens" gesammelt wurden. Was dabei in der Vergangenheit geleistet wurde, ist beispielhaft für ganz Asien. Während 1945 über 80 Prozent Analphabeten gezählt wurden, konnten 1975 alle Erwachsenen dank eines systematischen Bildungsprogramms den Abschluß einer 7. Klasse nachweisen. Seit über 15 Jahren nun erfolgt die Ausbildung der jungen Generation in einer elfklassigen Schule.

Der Studienpalast gilt als das Leitzentrum für Bildung und Weiterbildung aller Bürger des Landes. Es ist Nationalbibliothek, Vortragszentrum, Übersetzerbüro, Konsultationszentrum und Abenduniversität in einem, wie uns Zö Gie Ok, eine Germanistin des Hauses, erklärt. Fast 1000 Mitarbeiter sind hier tätig, davon allein 180 Professoren und Lektoren sowie 200 Dolmetscher und Übersetzer. Sie leiten unterschiedliche Kurse, halten natur- und gesellschaftswissenschaftliche Vorträge.

In den 15 Lese- und Vortragssälen, in der Phonothek, den Fremdsprachenkabinetten, den Katalogsälen und an der Bücherausleihe herrscht in diesen Vormittagsstunden bereits reges Treiben. Es sind meist Studenten der nahe gelegenen Kim-Il-Sung-Universität. Täglich von 9 bis 22 Uhr besuchen 6000 bis 7000 Koreaner des Odeon des Lernens, wie ein Ausländer das Haus bildhaft beschrieben hat. Am Mittwoch jeder Woche aber sind es noch mehr. Denn mittwochs immer ist der Tag der Erwachsenenqualifizierung im ganzen Lande. Da kann jeder, da soll jeder sozusagen in einer zweiten Schicht sein Wissen und seine Kenntnisse weiter vervollständigen.

Bildung für alle und Weiterbildung aller bleibt eine Investition für die Zukunft. Wie das Beispiel des Forstwirtschaftlers Ri beweist.

Günther Wolfram (Text)
Peter Meißner (Fotos)



Iwan alias Viktor

Eine Dokumentation von Dr. sc. Julius Mader

Hier in Frankfurt am Main residiert die „Internationale Gesellschaft für Menschenrechte", geführt von russischen Emigranten, die mit den deutschen Faschisten kollaborierten.

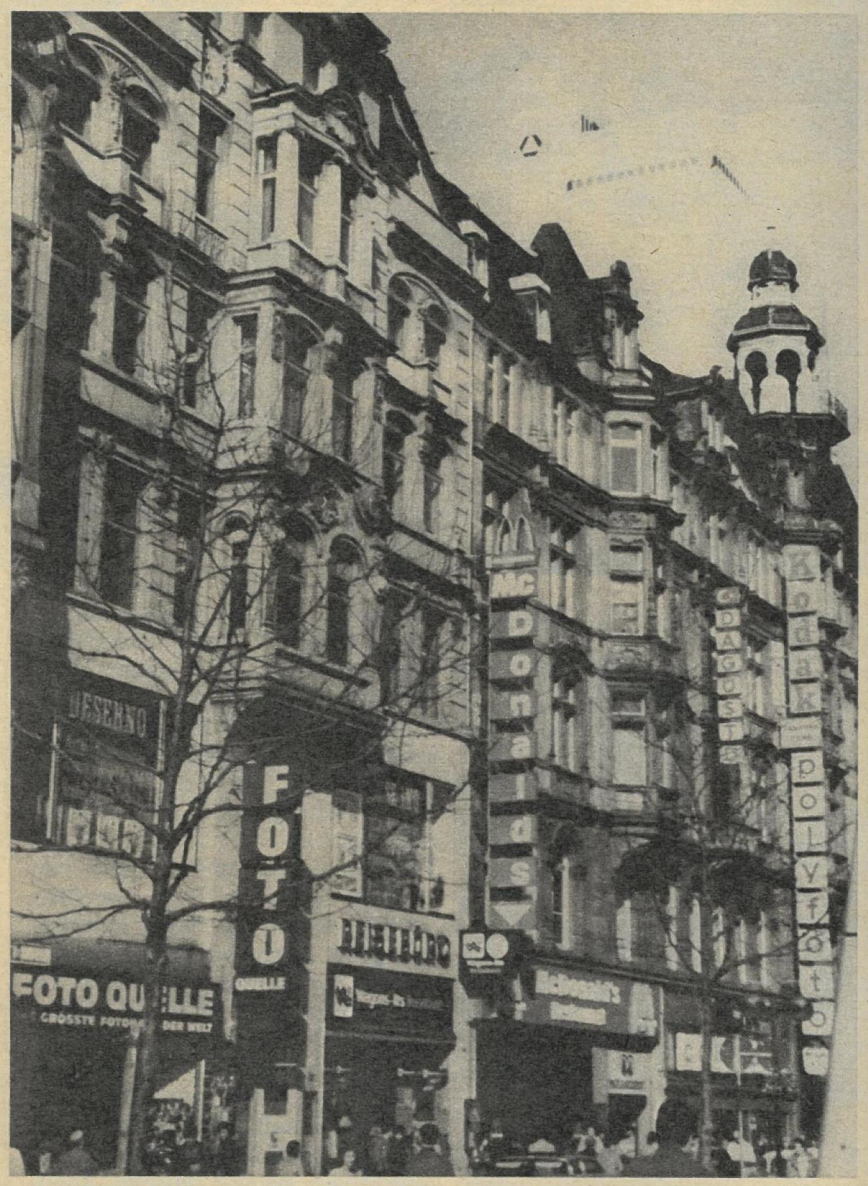
Frankfurt am Main, Vergnügungsviertel, Kaiserstraße. Neben einem Reisebüro und dem reklamemäßig „Größten Fotogeschäft der Welt" macht mit einem blanken Schild die „Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGfM) – eingetragener Verein" auf sich aufmerksam.

Sowohl auf der Frankfurter Vereinstafel, auf den Briefbögen wie auf jedem IGfM-Propagandamaterial wird das UNO-Emblem hervorgekehrt mit der Unterzeile „We Believe (Wir glauben)"! Aber die am 8. April 1972 – zunächst von nur dreizehn Privatleuten – gegründete „Gesellschaft für Menschenrechte (GfM)", die sich dann ferngesteuert auffallend schnell Ableger in solchen NATO-Staaten wie den USA, in Großbritannien, Frankreich, Belgien, Italien und Spanien, aber auch in Israel schuf, um sich im Februar 1981 zu einer „internationalen" Gesellschaft hochstilisieren zu können, hat offiziell mit der UNO überhaupt nichts zu tun, ist kein UNO-Organ und betreibt mit dem UNO-Emblem Mißbrauch und lediglich irreführenden Etikettenschwindel! IGfM geht es ja auch keinesfalls um die Menschenrechte schlechthin, sondern sie erklärte 1974 unmißverständlich: „Wir richten unsere besondere Aufmerksamkeit auf die osteuropäischen Staaten!" Und dafür machen die IGfM-Bosse und ihre Hintermänner seit Jahr und Tag viel: Von 1972 bis 1988 wurden für zusammen über 27 Millionen DM Provokationen an der Staatsgrenze der DDR zur BRD und zu Westberlin organisiert, Reiseagenten und Menschenhändler in sozialistische Staaten ausgesandt, 1,3 Millionen mehrsprachige Pseudodokumentationen verteilt, 20,3 Millionen Flugblätter, Plakate und Zeitungen mit antisozialistischer Hetze verbreitet. Dabei konzentrierte der IGfM-Apparat die Hauptstoßrichtung seiner „Arbeit" mit 49 Prozent gegen die UdSSR, 37 Prozent gegen die DDR, 12 Prozent gegen die VR Polen und die restlichen zwei Prozent gegen die ČSSR, die SR Rumänien und die SFR Jugoslawien.

Der scheue Mann, der öfter in seinem Hauptquartier in der Frankfurter Kaiserstraße auftaucht, dort aber kaum für Fremde zu sprechen ist, hat auf seiner Visitenkarte zu stehen: Iwan Iwanowitsch Agrusow, Generalsekretär des Internationalen Rates der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte e. V., Geschäftsführender Vorsitzender deren deutscher Sektion, Chefredakteur der Zeitschrift „Menschenrechte". Er rühmt sich als Initiator der IGfM. Woher kam er und warum wohl gerade in die Mainmetropole?

Er ist 1924 als Russe in Petschory in der UdSSR geboren. Während des zweiten Weltkrieges wurde er zum Landesverräter und beteiligte sich als freiwilliger Angehöriger der berüchtigten Nazi-Gendarmerie an Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen.

Die BRD-Zeitung „Die Tat" publizierte im März 1976 das Ergebnis ihrer Recherchen vor Ort: „An ihn erinnern sich die Bewohner der von den Nazis okkupierten Stadt Pskow mit Schrecken." Bei Kriegsende floh Agrusow im Troß der SS und Hitlerwehrmacht nach Westen. Dort schloß er sich unverzüglich dem „Nationalno trudowoj sojus (NTS)", einer bereits 1930 in Belgrad von geflohenen Weißgardisten gegründeten Emigranten- und antisowjetischen Agenten- und Terroristenorganisation an, deren stärkste Nachkriegsgruppen sich unter dem Patronat der US-Besatzungsmacht in Frankfurt am Main und in München rudelten. Gleich 1947 wurde dann die NTS-Bande endgültig von der damals gegründeten geheimen Central Intelligence Agency (CIA) der USA rekrutiert und seitdem besoldet und geführt. Es war in der Hochzeit des kalten Krieges, über die der ehemalige Leiter der CIA-Geheimoperationen Harry Rositzke letztlich in seinen Memoiren resümierte: „Es war unbedingt notwendig, daß wir jeden Schweinehund verwendeten, Hauptsache, er war Antikommunist!" Da war selbstverständlich Viktor Iwanowitsch – hinter dieser Namenskombination verbarg sich der gesuchte Kriegsverbrecher Agrusow damals – ein wichtiger Fund, zumal er schon im NTS die antisowjetische Untergrundarbeit geleitet hatte. 1953 absolvierte Agrusow im oberbayrischen Bad Wiessee einen CIA-Kurs für Spitzenagenten und wurde danach dort CIA-Instrukteur für konspiratives Funkwesen. Dann verschwand Agrusow vorübergehend vom Erdboden, er wurde unter dem Decknamen „Erich" in der CIA-Agentenkartei geführt und hatte gefälschte Personalpapiersätze auf die Namen Buchmann und Lindner zur Verfügung. Tatsächlich aber saß er von 1957 bis 1961 in Westberlin, organisierte von dort Militärspionage gegen die UdSSR sowie die

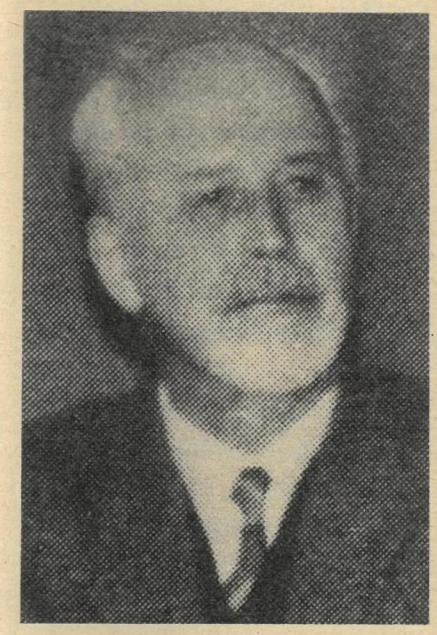


DDR und versuchte sogar, beispielsweise in Oranienburg, aus Kriminellen bewaffnete Banden zu formieren.

1961 holten ihn seine Auftraggeber direkt in die USA, um ihn für neue Aufgaben zu präparieren. Noch als in Helsinki die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa tagte, kehrte Agrusow zwecks Gründung zunächst der „Gesellschaft für Menschenrechte" nach Frankfurt am Main zurück, just also in den Schatten der europäischen CIA-Zentrale, die im Hochhaus des ehemaligen deutschen Kriegsverbrechertrusts IG-Farbenindustrie in diesem hessischen Börsen-, Handels- und Industriezentrum wirkt. Und sicher nicht zufällig gehörten zu Agrusows Gründerkreis weitere Landesverräter, Nazikollaborateure und alte NTS-Akteure wie beispielsweise der 1921 in Glinitz (Ukrainische SSR) geborene Wladimir Leonowitsch Flerow alias Lansky alias Alex aus der antisowjetischen Wlassow-Armee oder Leonid Antonowitsch Müller alias Brunner alias Petter, der 1920 in Nesterowetz das Licht der Welt erblickte und als IGfM-„Schatzmeister" fungiert.

Agrusows „Menschenrechts"fassade zerbröckelt noch mehr, wenn man beispielsweise in dem unter seiner Regie periodisch herausgegebenen Pamphlet „DDR heute" Anfang 1985 derartige Sätze lesen kann: „Wann geht es wieder aufwärts mit uns? Wenn in Deutschland das Zweischichtsystem eingeführt wird: Eine Schicht Erde, eine Schicht Kommunisten, eine Schicht Erde..." Hier reflektiert offenbar Agrusow seine Vergangenheit, als er Partisanen und sol-

Aus der Lügenkampagne der IGfM gegen die sowjetische Erdgastrasse.



Chef der IGfM Agrusow. Die Einwohner von Pskow erinnern sich an ihn mit Schrecken.

che „rassisch Minderwertige“ wie Kommandeure und Kommissare der Roten Armee, Partisanen, Juden, Zigeuner und andere sowjetische Patrioten jagte und oft am Rande der Massengräber der Massakrierten stand.

Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß Agrusows IGfM heute finanziell nicht nur hauptsächlich aus der CIA-Kasse, sondern vor allem von der Brüsseler „Europäischen Gemeinschaft“, also einer staatsmonopolistischen Dachvereinigung westeuropäischer Staaten, vom Hessischen Kultusministerium und auch von der Stadt Frankfurt am Main abgesichert wird. Dabei stieg das IGfM-Jahresbudget von nur 1400 DM im Gründungsjahr 1972 innerhalb von lediglich 17 Jahren 1988 auf 3,7 Millionen DM an!

Schließlich wurde der rührige Agrusow vor nicht allzu langer Zeit „für seine Verdienste“ im Frankfurter Rathaus sogar mit einem BRD-Orden dekoriert.

Doch wenden wir uns noch einer seiner typischen Aktionen, der „Operation Anti-Gas“ zu. Man schrieb das Jahr 1982, als die Ölmonopole der USA wie Texaco, Exxon, Gulf Oil und Mobil-Oil im Konkurrenzkampf die Washingtoner Reagan-Administration bewegen wollten, westeuropäische Staaten und insbesondere die Bundesrepublik zu veranlassen, vertraglich abgeschlossene immense Erdgas-Röhrengeschäfte mit der UdSSR einfach zu annullieren. Die Militärstrategie der NATO abstützend, wurde wieder einmal der UdSSR ökonomisch und hochtechnologisch der Krieg erklärt, sollte sie wirtschaftlich schwer geschädigt und schließlich politisch erpreßbar gemacht werden. Die CIA wurde auftragsgemäß aktiv und mobilisierte ihre Psychokriegsexperten, darunter auch ihre Söldlinge der IGfM. Der damalige Bonner Bundeskanzler mußte so in einem an ihn gerichteten, aber gleich „Offenen Brief“ der IGfM vom 24. Juni 1982 lesen: „Nach der IGfM vorliegenden Berichten aus der UdSSR werden beim Bau der Erdgasleitung rund 100 000 Strafgefangene, darunter viele politische, eingesetzt.“ Dieser Lügen-„Appell“ gipfelte darin, daß „die Bundesregierung das Erdgas-Röhrengeschäft mit der Sowjetunion aus Solidarität mit den unterdrückten Menschen dort annullieren“ müsse.

Flugs beeilte sich die IGfM, unter außerordentlichem Kostenaufwand in der geräumigen Stadthalle in Bonn-Bad Godesberg als Propagandashow am 18. November 1982 eine zweitägige „Anhörung über Zwangsarbeit an der sibirischen Erdgasleitung“ aufzuziehen. Ideologischer wie organisatorischer Drahtzieher war dieses Mal Agrusows Adjutant, der russische Emigrant Juri Sergejewitsch Below, übrigens bezeichnenderweise ein Angehöriger des Redaktionskollegiums des IGfM-Organs „Menschenrechte“. Als Haupt„beweise“ präsentierte Below Berichte des selbsternannten sowjetischen „Bürgerrechtlers“ und IGfM-Agenten W. Titow.

Dagegen erklärte der Minister für Erdöl- und Erdgasindustrie, Boris Stscherbina, unverzüglich vor der internationalen Presse: „Selbstverständlich gibt es auf dem Bau der Gaspipeline Sibirien–Westeuropa wie auch auf anderen Objekten unseres Ministeriums keinen einzigen Häftling. Um auf solchen Trassen zu arbeiten, muß man ein vorzüglicher Fachmann sein, alle Eigenarten seines Berufes kennen und die technischen Mittel, die unter schwierigen Bedingungen eingesetzt werden, perfekt beherrschen.“

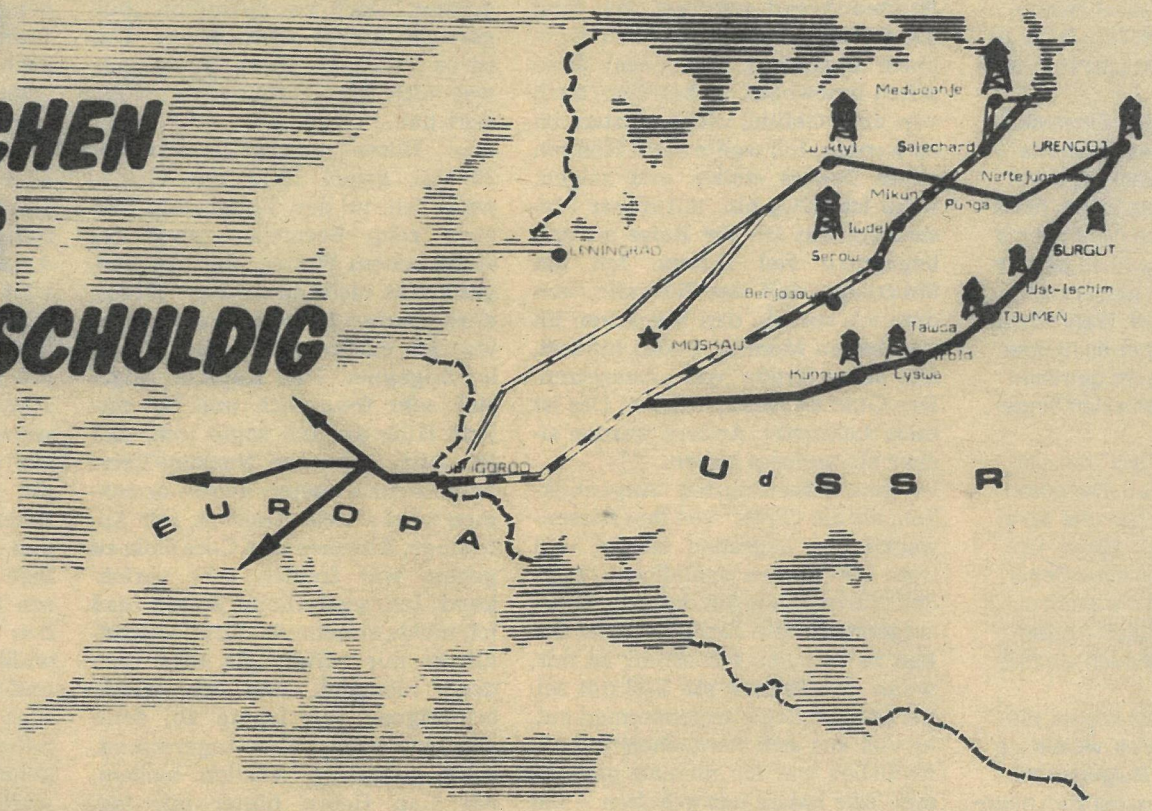
In der Sowjetunion und anderen RGW-Staaten wurden beschleunigt eigene Technologien entwickelt, die geplanten Pipelinestrecken wurden sogar vorfristig funktionsfähig übergeben. Qualitativ hochwertiges sowjetisches Erdgas floß termingerecht auch zu den westeuropäischen Abnehmerfirmen, und begehrte Devisen flossen zurück in sowjetische Staatskassen. Alle Erpressungsversuche der imperialistischen Ölmultis und ihrer „Handelskrieger“ in einigen westeuropäischen Regierungen waren gescheitert.

Und schließlich schwappte die Flutwelle verleumderischer IGfM-Propaganda auf ihre Organisatoren zurück: Agrusow konnte seinen interkontinental bloßgestellten langjährigen Handlanger Below nicht mehr länger decken und mußte den Profilügner nun im September 1988 aus der blamierten IGfM hinauswerfen.

Wen wundert es da eigentlich noch, daß die IGfM in der BRD schnell und immer mehr zu einer Keimzelle, zu einem politischen Magnet für Neofaschisten wurde. Zu einer Protestaktion gegen einen Besuch sowjetischer Staatsmänner und KPdSU-Funktionäre hatte die IGfM schon vor Jahren zwei Dutzend andere rechtsgerichtete BRD-Organisationen, darunter auch über 400 Neonazis in Bonn, ungehindert auf die Beine gebracht.

Fotos: Archiv

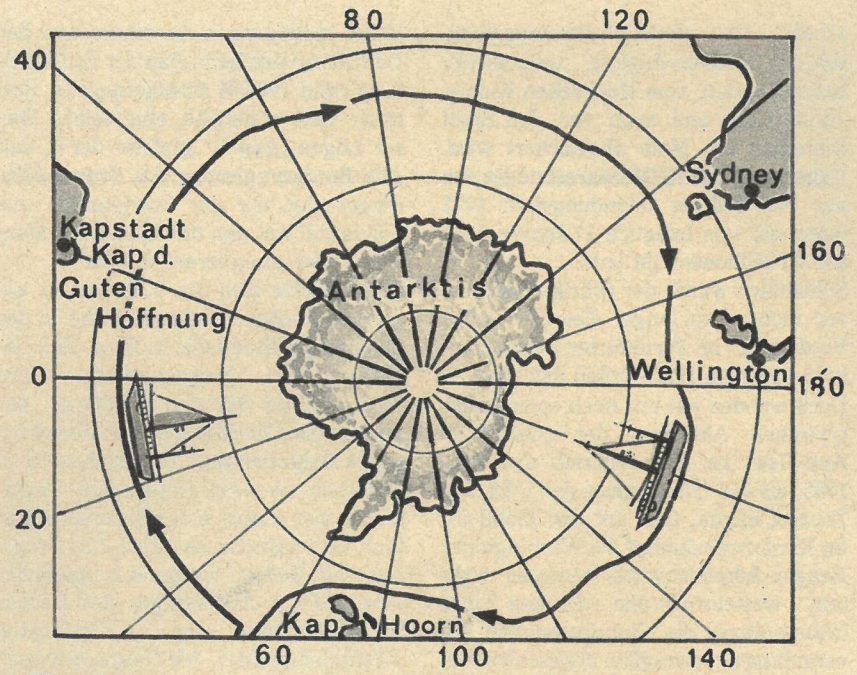
WIR MACHEN UNS MITSCHULDIG



Erdgas aus dem Archipel GULAG

Aus verschiedenen Teilen der UdSSR erreichen uns Nachrichten, daß beim Bau der Erdgas-Rohrenleitung Sibirien-Westeuropa immer mehr zu Zwangsarbeit Verurteilte aus dem Archipel GULAG eingesetzt werden. Ihre Zahl wird auf mindestens 100.000 geschätzt.

Sie wurden aus politischen Gründen, wegen ihres Glaubens oder z. T. wegen anderer Delikte zu mehreren Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Darunter sind Frauen, ältere Menschen und sogar Minderjährige.



Ohne Lichter um Kap Hoorn

Ein Mann allein auf der Jacht, allein mit dem Ozean: Dontscho Papasow, der bulgarische Seefahrer, umsegelte mit der Jacht „Tivia" in der Rekordzeit von 164 Tagen die Erde. Segelte 18 000 Seemeilen nonstop durch drei Ozeane – in den wilden, rauhen und tückischen Seeregionen der Südbreiten – vorbei am Kap der Guten Hoffnung (Afrika), Kap Leeuwin (Australien) und Kap Hoorn (Amerika). FREIE WELT druckt einen ersten Bericht Dontscho Papasows nach der Reise.

Auskünfte in Interviews

ÜBERS MEER: Das Meer ist mächtig. Ich achtete seine Stärke und war eher bestrebt, mich ihr anzupassen, als sie zu bezwingen.
ÜBER POPULARITÄT: Meine Meinung dazu unterscheidet sich ein wenig von der recht populärer Leute, die sich darüber beklagen, daß sie das Berühmtsein bedrücke. Das ist eine zur Schau gestellte Bescheidenheit und ein Kokettieren, was mich seit jeher ärgert. Mir ist es nicht unangenehm, wenn Menschen mich auf der Straße erkennen und mich mit herzlichen Worten beglückwünschen.
ÜBERS LESEN: Solange ich mich zurückerinnern kann, lese ich mindestens drei Stunden am Tag. Ganz zu schweigen, daß ich mit Literatur mein Brot verdiene ...
ÜBER EINSAMKEIT: Die Einsamkeit habe ich leicht ertragen, ich hatte keine schlechten Gedanken, keine Ängste, keine Halluzinationen, hörte keine Stimmen, sprach nicht mit mir selber ... Für die Einsamkeit ist sehr wichtig, daß man sich selbst nicht langweilt, keine Last ist. Wahrscheinlich werde ich mir selber nicht über, weil ich von Kind an gern geträumt und mich meinen Phantasien hingegeben habe.
ÜBERS BOOT: Die „Tivia" hat sich ausgezeichnet gehalten. Die guten Zeiten sprechen eine beredte Sprache über die Geschwindigkeit. Ich hatte nicht einmal gerissene Segel. Natürlich sind sowohl die Jacht als auch ich tüchtig gebeutelt worden, doch darin passen wir auch am meisten zusammen.
ÜBER VORHABEN: Als erstes, die „Tivia" von Buenos Aires, wo sie zur Reparatur liegt, nach Bulgarien zurückholen. Ich werde dabei zum neunten Mal den Atlantik überqueren, und es wird wohl kaum ohne Abenteuer abgehen, weil ich im nördlichen Atlantik durch die Winterstürme hindurch muß. Schließlich werde ich eine neue Reise vorbereiten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das mit einem Schiff aus dem 19. Jahrhundert mit größerer Besatzung sein. Noch ist es aber zu früh, darüber ausführlich zu sprechen.

Nach meiner Erfahrung ist es sehr wichtig, mit welcher inneren Einstellung man sich in eine so riskante und schwierige Situation begibt, die mit Sicherheit maximalen Kräfteaufwand erfordert. Ich fand die Lösung darin, mich von jeglichem Boshaften, das jedem Menschen innewohnt, zu befreien, auch von dem Gefühl, nicht verstanden zu werden. Ich wollte mein Können unter Beweis stellen und zeigen, wozu ich fähig bin. Mit dieser Einstellung trat ich die Reise an und begegnete viel Gutem. Ich bin überzeugt, daß das Boshafte, von dem ich sprach, den Menschen im gegebenen Moment daran hindert, alle seine Kräfte voll einzusetzen. Das Gute ist immer stärker. Das ist mein Leitmotiv. Andere werden sicher ein anderes haben.
In den schwierigsten Augenblikken, als die „Tivia" von den Riesenwogen fast begraben wurde, und trotz der langen schlaflosen Tage und Nächte habe ich doch die Kraft aufgebracht, die Jacht aus dem Orkan zu bringen. Ich erfuhr an mir, wenn der Mensch ein Ziel mit seiner ganzen Seele angenommen hat, er viel aus sich herausholen kann. Natürlich war ich niemals ganz allein. Alle haben mir geholfen – mit ihrer Aufmerksamkeit und mit ihrem Glauben an mich. Jeder Weltumsegler möchte den Reisen seiner Vorgänger etwas Neues hinzufügen. Ich habe die Zeiten der besten Segler der Welt – Dumas, Chichester, Moitissier, Bombar, Johnston – unterboten. Und obwohl Rekorde eine vergängliche Sache sind, wird die Tatsache bleiben, daß die „Route impossibile", das heißt der unmögliche Weg, die Welt zu umsegeln, zum ersten Mal von einem Bulgaren voll bezwungen wurde. Nach einer gewissen Zeit wird der Name des Seglers in Vergessenheit geraten. Doch die Definition „bulgarische Route" wird bleiben. Das ist es, was mich freut, ist es auch, was mich zum Durchhalten mobilisiert hat.
Kap Hoorn umsegelte ich am 30. Mai, gegen 13.15 Uhr Greenwich-Zeit in der Entfernung von etwa zehn Seemeilen, zwar bei stürmischem Wetter, aber der Seegang war nicht zu schwer. Zuvor, etwa hundert Seemeilen vorm Kap, war ich einem chilenischen Trawler begegnet. Der Kapitän zeigte sich sehr freundlich und bot mir jede Hilfe an. Ich sagte ihm, daß ich mich auf einer Nonstop-Reise befinde und daher nichts annehmen könne. Sein Angebot, mir Apfelsinen, Zitronen und Coca Cola zu geben, war freilich sehr verlokkend. Ich wiederholte jedoch, daß ich nichts annehmen dürfe, woraufhin er mir zurief: „Es sieht dich doch niemand, und ich werde schweigen." Ich lehnte ab, denn wer eine solche Reise unternimmt, sollte unbedingt ehrlich bleiben. Als Kap Hoorn hinter mir lag, dachte ich, es wäre wahrhaftig zu dumm, wenn mir kurz vor Schluß noch etwas passierte. Deshalb schnallte ich mich mit dem Sicherheitsgurt an. Ansonsten hatte ich das nur in sehr gefährlichen Situationen getan, was natürlich leichtsinnig gewesen war.
Genaugenommen, bin ich ein ängstlicher Mensch. Doch ich bin bereit, ein Risiko als Ganzes einzugehen – wie zum Beispiel eine Weltumseglung. Dabei achte ich jedoch beflissentlich darauf, daß die kleinen Dinge in Ordnung sind. Das gilt für Rettungsvorrichtungen, genügend Leinen und stabile Segel. Es mag kleinlich anmuten, doch wenn nur ein Prozent Risiko besteht, nehme ich es so ernst, als wären es 99 Prozent. In extremen Situationen unterdrückt der Mensch bewußt seine Angst, spricht sich ständig Mut zu und beruhigt sich auf diese Weise. Die Angst ist eine Art Verrat, und wenn man sich nur einmal von ihr beeinflussen läßt, wird sie beim nächsten Mal noch größer. Ich kenne natürlich gleichfalls die psychischen Erscheinungen der Angst. Sie geht, wenn die große Woge kommt, wie ein elektrischer Stromstoß durch die Adern. Doch man muß zwischen Angst und Panik unterscheiden. Die Angst ist eine gefühlsmäßige Empfindung, die Panik indessen tritt ein, sobald dieses Gefühl den Menschen daran hindert, bewußt Entscheidungen zu treffen und zu handeln.
Was die Verpflegung angeht, so hatte ich die Konserven bald satt gehabt; schon nach einem Monat waren sie mir ausgesprochen über. Ich aß fast nur noch Sirene (weißer Hartkäse aus Schafs- bzw. Kuhmilch, konserviert in Salzlake – d. Red.), Mandeln und getrocknete Aprikosen. Hin und wieder buk ich mir eine Pitka (kleines Hefebrot – d. Red.) und brühte mir Tee. Das Trinkwasser reichte aus, allerdings ging ich mit meinem Vorrat von rund 400 Litern äußerst sparsam um. Ich versuchte auch, Regenwas-

Nach der bisher schnellsten Weltumseglung auf dem kürzesten Weg: Ankunft Dontscho Papasows in der Heimat, empfangen von seiner Frau Julia, der Tochter Jana und den Freunden.

ser aufzufangen, aber das war recht schwierig: Man hängt dabei zu sehr von Wind und Seegang ab. Das Wasser hat jedoch bis zuletzt gereicht.

Hinter Kap Hoorn, von wo aus ich bis zum Ziel noch etwa 1200 Seemeilen der Reise zurückzulegen hatte, liegt die Insel Estados. Dort begegnete ich dem Schiff „Wassili Lopuchin", Flaggschiff der sowjetischen Fischfangflottille, dessen Kapitän mir einen großen Dienst erwies. Er ließ alle Schiffe in dem Seegebiet – bis hin um Rio de la Plata – warnen, daß ich ohne Lichter unterwegs bin. Weil der Motor ausgefallen war, hatte ich keinen Strom für die Bordlichter, und die Energie der Sonnenbatterien reichte gerade dafür aus, um Funkkontakte und die Arbeit der Navigationsgeräte zu ermöglichen. Das hat die Fahrt sehr erschwert. Denn in den Polarbreiten sind die Winternächte recht lang; sie dauern ungefähr zwanzig Stunden. Fünfzehn Tage habe ich gebraucht, bis mir eingefallen ist, wie ich eine Lampe fabrizieren könnte. Die Sache hat sich als ganz einfach erwiesen: ein Schraubglas, im Deckel ein Loch und darin ein Docht aus Baumwolle. Das war meine Beleuchtung in den langen Nächten. Wenn es dunkel ist, kann man nicht arbeiten, man kann im Grunde gar nichts tun. Doch die Dunkelheit bedrückte mich nicht.

Vielleicht hat es mir geholfen, daß ich gern vor mich hinträume. Und tatsächlich hatte ich genug, worüber ich nachdenken konnte. Es war mir in all den fünfeinhalb Monaten nie langweilig. Nur einmal hatte ich ein seelisches Tief: Ungefähr 350 Seemeilen hinter Kap Hoorn besserte sich das Wetter, sogar mehr, als ich es mir wünschte. Es trat nämlich völlige Windstille ein. Plötzlich gingen mir alle Morde, von denen ich je gelesen hatte, durch den Kopf. Ich habe schon viel gelesen, aber Kriminalgeschichten mag ich nicht. Doch an die wenigen, die ich kenne, erinnerte ich mich erstaunlicherweise in allen Einzelheiten. Ich versuchte, diese Gedanken zu verdrängen, aber schon nach einer halben Stunde schlichen sie sich wieder ein und quälten mich. Zum Glück dauerte dieser Zustand nur drei Tage.

Je weiter ich nach Norden kam, um so wärmer wurde es; vor Buenos Aires erreichte die Temperatur, bei Nacht, um sechs Grad Celsius. So näherte sich die Seereise ihrem Ende. Ich befand mich in einer belebten Schiffahrtsregion, doch ich fuhr ja ohne Lichter. Das bedeutete erneut, kaum zu schlafen, ständig zu wachen.

Nicht einmal dem Leuchtturm konnte ich Signale geben. Ein Schiff zog an mir vorbei, auf dem man mich wenigstens hörte. Ich bat die Matrosen, meine Ankunft beim Leuchtturm San Antonio zu melden und mitzuteilen, daß ich bald den La-Plata-Strom erreichen werde.

Am 13. Juni, gegen 13.30 Uhr Greenwich-Zeit, befand ich mich auf der Position 36° 15′ südlicher Breite und 56° 27′ westlicher Länge, womit ich an meinem Ausgangspunkt angekommen war. Im Strom zu segeln ist sehr schwer, weil das Wasser flach ist und durch Ebbe und Flut starke Strömungen entstehen. Ich mußte mich nicht nur ohne Motor voranbewegen, ich hatte auch keine Verbindung mit der Heimat. Dabei wußte ich doch, wie sehr man daheim auf Nachricht von mir wartete.

Die einzigen Gespräche, die ich während der fünfeinhalb Monate dauernden Reise führte, waren die per Funk, und die einzige Verbindung zur Welt war für mich der Kontakt mit den Amateurfunkern. Von ihnen erhielt ich auf hoher See Zuspruch, sie machten mir Mut. Dank ihnen wußte ich auch, wie es meiner Familie geht. Die Amateurfunker sind unwahrscheinliche Leute. Von ihren moralischen Prinzipien habe ich viel gelernt. Zum Beispiel haben die Hobbyfunker des Studentenfunkklubs LS 1 KDP der Hochschule für Maschinenbau und Elektrotechnik „W. I. Lenin" in Sofia im Verlauf eines Jahres ununterbrochen abwechselnd an den Funkgeräten gewacht, um mit mir Verbindung zu halten. Sicher hat das ihr Leben als Studenten oder als Väter und Ehegatten völlig durcheinandergebracht. Gleiches gilt für die Funkamateure im Süden Afrikas, die meine Sprüche an ihre Kollegen in Australien weitergaben. Diese wiederum funkten nach Neuseeland und Südamerika; sie bauten gewissermaßen ganze Brücken für mich auf, reichten mich sozusagen weiter von Hand zu Hand. Auch sie alle hielten rund um die Uhr Wache, wenn die Witterungsbedingungen schlecht waren. Um mir richtige Wettervorhersagen zu übermitteln, nahmen sie sogar Verbindung zum internationalen meteorologischen Zentrum in Texas auf. Meinen SOS-Ruf hätten allein sie gehört. Wir sind uns in dieser Zeit sehr nahe gekommen, denn sie waren mein einziger lebendiger Kontakt zur Außenwelt, von meinem Transistorradio einmal abgesehen. Es ist schon immer mein treuer Reisebegleiter gewesen und hat mich noch nie im Stich gelassen.

Ungefähr 250 Kilometer von Buenos Aires, in der Mündung des Rio de la Plata, nahm mich ein Boot der argentinischen Küstenwacht in Schlepp und brachte mich nach La Plata, Zentrum der Provinz Buenos Aires, 60 Kilometer von der gleichnamigen Hauptstadt des Landes entfernt. Der Provinzpräfekt und seine Stellvertreter gaben mir zu Ehren ein Abendessen, das mir wie ein Wunder erschien. Die Leute waren sehr um mich bemüht, und ich, wieder auf festem Boden, hatte große Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Eine Zeitung schrieb am nächsten Tag, ich wäre halbtot gewesen, aber mein Humor hätte gezeigt, daß meine psychische Verfassung vollkommen in Ordnung sei. Meine Gastgeber boten mir sogar eine kostenlose Generalüberholung der „Tivia" an (denn zwischen La Plata und Buenos Aires besteht eine gewisse Konkurrenz). Anfangs wollte man die „Tivia" wegen der defekten Steuerung nicht in die Hauptstadt einfahren lassen, doch schließlich gab man meinen Bitten statt, und ich traf wohlbehalten in Buenos Aires ein.

Somit hatte die „Tivia" ihre Reise auf dem „unmöglichen Weg" erfolgreich beendet. Vielleicht hätte sie den von Jachten niemals zu bezwingenden Weg, um Kap Hoorn in Gegenrichtung – von Ost nach West –, nicht bewältigt. Dazu braucht man eine Spezialjacht, während die „Tivia" ein Modell ist, das bereits vor fünfzig Jahren entstand. Gewiß, ich könnte mich durchaus für eine solche Reise begeistern, aber ich bin wohl doch schon zu alt, um es zu versuchen. Doch der Mensch ist so beschaffen, daß sicher irgendwann auch jemand gegen den Wind segeln wird. Die „Tivia" jedenfalls hat die „Latte" gehoben. In den nächsten Jahren muß nun jeder, der die Erde auf dem schnellsten Wege umsegeln will, unbedingt die „bulgarische Route" südlich des 40. Breitengrades wählen…

Schluß

Die FW-Serie entstand mit Unterstützung der Agentur SOFIA-PRESS

Bearbeitung/Dokumentation: Helmuth Pelzer; Karte: Jochen Arfert; Fotos: privat.

„Wir haben alle miteinander, auch ich, wirklich Manschetten davor gehabt, einen deutschen Beitrag zur Teilung Deutschlands zu leisten."

Reinhold Maier, Abgeordneter der FDP im Parlamentarischen Rat, dem Vorläufer des Bundestages

„Deutsche Finanziers zeigen sich heute enthusiastisch über die Zukunftsaussichten. Allgemein glauben sie, daß mit der unwiderruflichen Aufspaltung Deutschlands bestimmt gute Zeiten kommen. Einer von ihnen, Ernst Matthiesen, früher Direktor der Börsenabteilung der allmächtigen Dresdner Bank in Berlin, gab den Gefühlen der aktiven Börsenmakler und Bankvertreter mit der Erklärung Ausdruck: ‚Wir sehen einen Silberstreifen. Ostdeutschland ist verloren. Aber das hat nichts zu bedeuten…' Diese Finanzherren sind überzeugt, daß die Periode des Geschäftemachens wieder beginnt."

New York Times, 16. November 1947

Irgendwo in Westdeutschland, Juli 1948: Nicht die Arbeiter machten das große Ge

Manschetten

Herr Maier war ein braver Schwabe – oder war er etwa Badenser? –, jedenfalls ein rechtschaffener Mann, der, wenn auch rückblickend mit gehöriger Verspätung, gestand, er habe Manschetten gehabt, als es in Bonn ans Spalten ging. Ein bemerkenswertes Geständnis: Selbst mit so verschämter Offenheit stand er einsam und verlassen in der Bonner Landschaft. Allerdings haben die Manschetten Herrn Maier nicht gehindert, die Hand zu heben, als abgestimmt wurde gegen die deutsche Einheit. Man fragt sich, weshalb Herr Maier damals nicht auf die Idee kam, sich wenigstens einmal, sagen wir: probeweise, mit oder ohne Manschetten, an den Tisch zu setzen, der für Gespräche bereitstand, übrigens auch noch geraume Zeit nach der Gründung der DDR. Kompetente Gesprächspartner aus dem Osten hätte er nachts um zwei aus dem Bett klingeln können, und sie wären gekommen. Vorschläge lagen längst auf dem Tisch, beispielsweise diese: Volksabstimmung über einen einheitlichen deutschen Staat auf der Grundlage der Weimarer Verfassung, Aufhebung der Zonengrenzen, Bildung gesamtdeutscher Zentralverwaltungen, zugleich Garantien für die Zuständigkeit der Länder in bestimmten Bereichen. September 1947, zwei Jahre vor der Gründung der DDR. Kein Wort über Sozialismus, keine ultimativen Forderungen. Im Gegenteil: die Weimarer Verfassung und föderative Strukturen anzubieten, das allein bewies schon ein ungewöhnlich hohes Maß an Bereitschaft zu Kompromissen. Aber keine Antwort aus dem Westen.

Warum also setzten sich Herr Maier und die anderen Herren, die doch, wenn wir ihm glauben dürfen, alle miteinander Manschetten hatten, nicht an den deutsch-deutschen Tisch, an dem ihre politi-

e Geschäft.

schen Nachkommen bekanntlich letzten Endes denn doch Platz nehmen mußten? Könnte es vielleicht den Ausschlag gegeben haben, daß Manschetten seinerzeit im Westen nicht in Mode waren? Jedenfalls in gewissen Kreisen nicht, wie die „New York Times“ damals meldete, und die kannte sich aus im Milieu. Die feinen maßgebenden Herren hatten die Ärmel aufgekrempelt und sahen den herrlichen Zeiten des ungestörten Geschäftemachens zuversichtlich entgegen. Da waren dann allerdings die Spaltung des Landes beschlossene Sache und vorprogrammiert die Gebrechen, an denen die Bundesrepublik von ihrem ersten bis auf den heutigen Tag leidet: die schneidende Kälte der Ellbogen-Gesellschaft und die neue Armut, die so neu keineswegs ist.

Jürgen Jessel

Foto: FW-Archiv

16

ZEUGENVERNEHMUNG

**Eine FREIE WELT-Serie:
zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949**

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der vierzigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Siegfried Höchst

Die Pfeife ist sein Rederequisit, sie legt er selten aus der Hand. Er spricht konzentriert mit der sympathischen Portion Selbstironie eines Mannes, dessen im Grunde gerader Weg in vielen Kurven verlief. Geboren 1939 in Ostpreußen, wuchs er im vogtländischen Tannenbergswalde auf. Als Vierzehnjähriger, Fußballfan und Büchernarr machte er dort in der Dorfbibliothek die Bekanntschaft eines Romanhelden, der sich seine X-Beine brechen läßt, um mit gerade gerichteten Schauspieler werden zu können. Wenn der Beruf so erstrebenswert ist, will er ihn auch haben! Was 1960 die Berliner Schauspielschule zu verhindern trachtete. Fünfmal ließ sie den gleich in zwei Rollen hin- und herspringenden jungen Mann durchfallen und erst nach dem sechsten Anlauf auf ein Probejahr studieren…

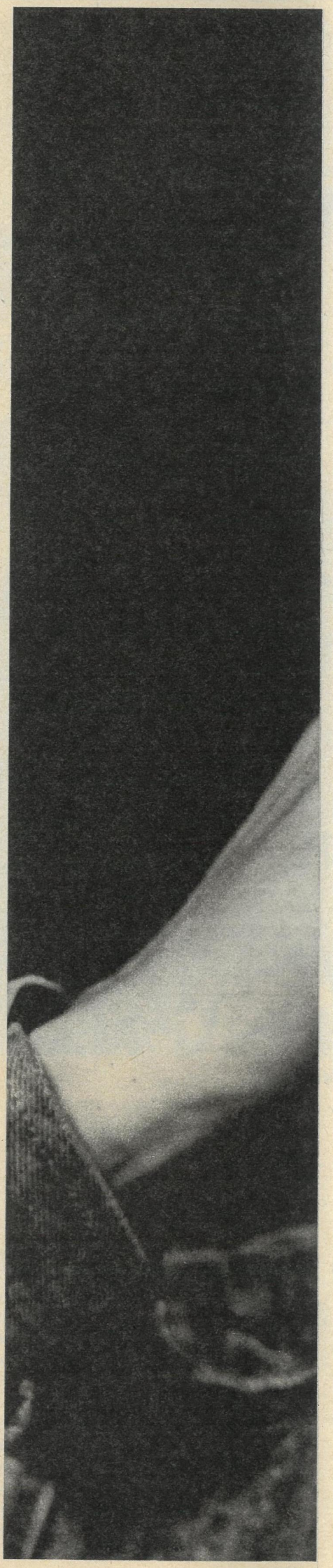
Das Glück griff in Gestalt Wolfgang Langhoffs ein, der für seine „Tell"-Inszenierung ein paar Studenten wollte, weil er sie dann doch nicht brauchte, aus purer Freundlichkeit bat, etwas vorzusprechen. „Ich habe losgeledert, alles was ich konnte. Danach war es lange still. Langhoff winkte mich von der Bühne herunter und sprach mit Nachdruck – was ich nie vergessen werde: ‚Sehr begabt, sehr begabt. Aus diesem jungen Mann, und das sage ich hier, wird etwas.'" So wurde er engagiert.

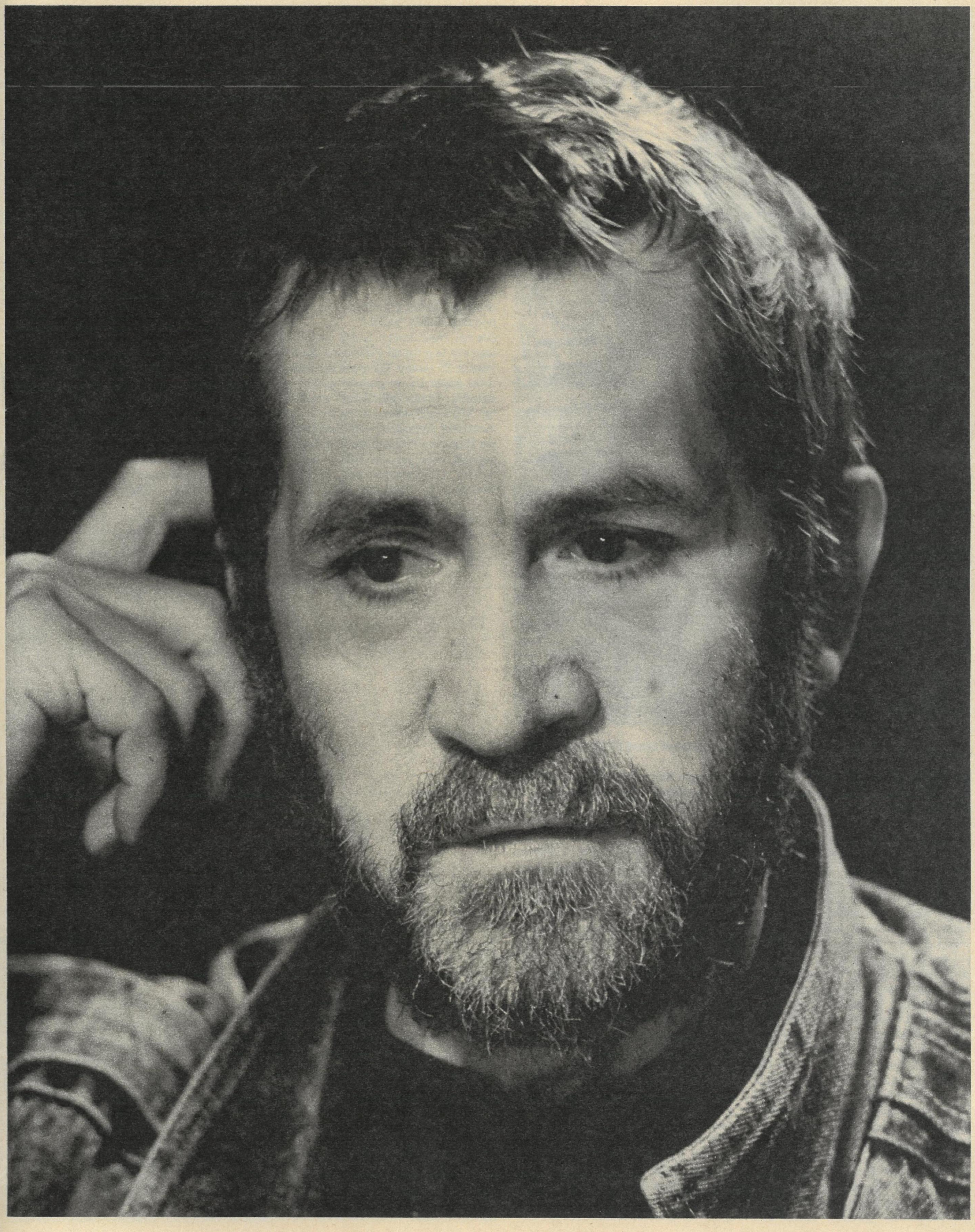
Er spielte viele Rollen, nur eben nicht die ganz großen, und weil er ein Besessener schon damals gewesen ist, ging er. Eine Schauspielerpersönlichkeit wurde er in Potsdam, an der legendären Talenteschmiede Hans-Otto-Theater unter Intendant und Regisseur Gerhard Meyer. Höchst spielte den Wowa in Viktor Rosows „Unterwegs", und viele seiner Berliner Kollegen saßen im Parkett. Er spielte den Matrosen Grischa in „Sturm", den Nil in Gorkis „Kleinbürgern", Franz Moor, Don Juan, die Titelrolle in Shakespeares „Richard II." und den Armeleuterichter Azdak in Brechts „Der Kaukasische Kreidekreis". In dieser von Ernst Busch berühmt gestalteten Rolle war er „ein Vergnügen in allen Momenten", bemerkte ein namhafter Kritiker. Bemerkenswert auch, bis heute der Theatergeschichte erinnerlich, seine „Dona Rosita bleibt ledig"-Inszenierung – gemeinsam mit Horst Sagert – am Deutschen Theater und erster Beweis für sein zweites Talent: Regisseur. Der wird sich später produktiv besonders der Gegenwartsdramatik unseres Jahrhunderts zuwenden, Autoren der DDR und der Sowjetunion die Bühnen bereiten und feinfühlig „über den Spaß am Spiel Politik unter die Leute bringen".

Vorerst durchlebte Höchst schwierige Jahre, er spricht offen darüber, sie gehören zu ihm wie die Fröhlichkeit, die dünne Haut, das Unvermögen, sich zu verstellen. Seine Rückkehr ans Deutsche Theater mißlang, auch in Rostock, wo Hanns Anselm Perten regierte, konnte er nicht Fuß fassen, Schwerin blieb ein Zwischenspiel, Krankheit, Krise. Damals hätte er sogar als Requisiteur gearbeitet, um wieder Theaterluft zu atmen… Darum spricht Höchst heute vom Engagement ans Schauspielhaus in Karl-Marx-Stadt, wohin ihn sein Freund, Intendant Gerhard Meyer, 1979 voller Vertrauen holte, als von seiner „Wiedergeburt". Gereift, erfahrener sah ich ihn damals in Alexander Wampilows Drama „Entenjagd" als Darsteller des Silow. Ein Ingenieur, dem man leichtfertiges, verantwortungsloses und herzloses Verhalten zur Frau, zu Freunden, zur Arbeit nachsagen muß. Er gab dieser Figur dennoch Hoffnung, machte – hart die Widersprüche des Lebens aufreißend – auch ihre Lösbarkeit glaubhaft. Bekenntnis zu Realismus und Wahrhaftigkeit, in diesem Sinne wagte er sich 1980 als Regisseur an das als unspielbar verschrieene Stück „Dachdecker" des DDR-Autors Albert Wendt. Während der Proben erklärte er dem Ensemble in einem Brief, was ihn dabei bewege: einer Sache gerecht zu werden, nach der es unsere Theater sehnsüchtig verlangt, nämlich der Identität von Kampf und Poesie. Der Wirklichkeit kritisch, aber ohne Unwillen ins Auge sehen, dabei werde der Mut zur Phantasie und zur szenischen Überschwenglichkeit gebraucht, gefordert von den Schauspielern sei konsequente Lust auf die Probe… Ein Angebot, kein Garantieschein aufs Gelingen. Es gelang. Karl-Marx-Stadt war ein Markstein, Höchsts zweite Rückkehr nach Berlin die Folge seiner Erfolge. Nun an der Volksbühne Oberspielleiter. Der trocken klingende Titel täuscht, viel Gegensätzliches, aufregendes, richtiges Theater ist ihm in kurzer Zeit gelungen. Nach Wiederentdeckung von Hauptmanns „Schluck und Jau" die neue Interpretation der alten „Optimistischen Tragödie", die faszinierende Bühnenversion des Bulgakowbuches „Der Meister und Margarita", die ungewöhnliche Spielart von Shakespeares „Hamlet" in Heiner-Müller-Übersetzung. Dazwischen inszenierte er am Maxim Gorki Theater „Ein Tag länger als ein Leben" in der empfindsamen Fassung Ulrich Plenzdorfs nach Aitmatows Roman „Der Tag zieht den Jahrhundertweg". Wieder ist Höchst mitten in Proben, wieder Aitmatow, wieder Plenzdorf sein Autor. Nach der „Richtstatt" geschrieben heißt das Stück – dessen Gegenwartsbezug den Regisseur so reizt – „Zeit der Wölfe". DDR-Erstaufführung wird im September dieses Jahres sein.

Mich interessieren, bekennt er, die Schicksale der Schwachen, Menschen, die suchen, und solche, die zu denken anfangen, wo andere aufhören. Seine Freundlichkeit, seine Liebe zu den Schauspielern, sein Mut Ungewöhnliches zu träumen wie auch der, unpopuläre Alltagsentscheidungen zu treffen, Erfolge nicht zu neiden und Mißerfolge zu teilen – all dieses gibt dem Ensemble immer wieder schöpferische Impulse. Wenn nun neues, vor allem viel junges Publikum allabendlich das große Haus am Luxemburgplatz füllt, die Volksbühne also wieder im Gespräch ist, dann „freut mich das sehr!" Auch um den Preis, als Regisseur seine Lust unterdrücken zu müssen ein Schauspieler zu sein. Auf der Bühne bin ich nämlich pflegeleicht, sagt der, der beide Seiten „des Grabens" kennt, lächelt und legt die Pfeife aus der Hand.

Ursula Weil (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)





Ein Mann von Kenntnis und Geschmack

Monarchen lebten manchmal über ihre Verhältnisse und drückten sich zuweilen ums Bezahlen. Man kennt das aus alten Geschichten. Wenn Preußens Friedrich Wilhelm III. die erkleckliche Summe von einigen tausend Talern aus seiner privaten Schatulle beglich, so mußte es sich um ein besonderes königliches Plaisir handeln. Der Herrscher leistete sich 1826 für seine Residenz Potsdam eine Russische Kolonie.

Zwölf russische Soldaten, die Überlebenden eines einst zweiundsechzig Mann starken Chores, dienten noch in seinem 1. Garderegiment zu Fuß. 1812, als Friedrich Wilhelm noch an Napoleons Seite gegen die Russen zu Felde zog, hatte das Yorcksche Korps sie zu preußischen Gefangenen gemacht. Die Bündnisse hatten gewechselt, die Sänger waren in Potsdam geblieben: Zar Alexander, nun Verbündeter, wußte Geschenke zu machen. Den preußischen König wandelte Menschliches an, auf „Allerhöchste Cabinets-Ordre" ließ er den Sängern und ihren Familien Holzhäuser in russischem Stil bauen, ließ Obstbäume in ihre Gärten pflanzen und jedem eine Kuh in den Stall stellen. Diplomatische Erwägungen mögen auch im Spiel gewesen sein, als die Siedlung „Alexandrowka" genannt wurde. Und schließlich schmeichelten die hübschen Anwesen dem königlichen Auge, wenn er zwischen Sanssouci und Neuem Garten unterwegs war. Längst hatten Seine Majestät eine „Aufschmückung" der öden Gegend für wünschenswert befunden.

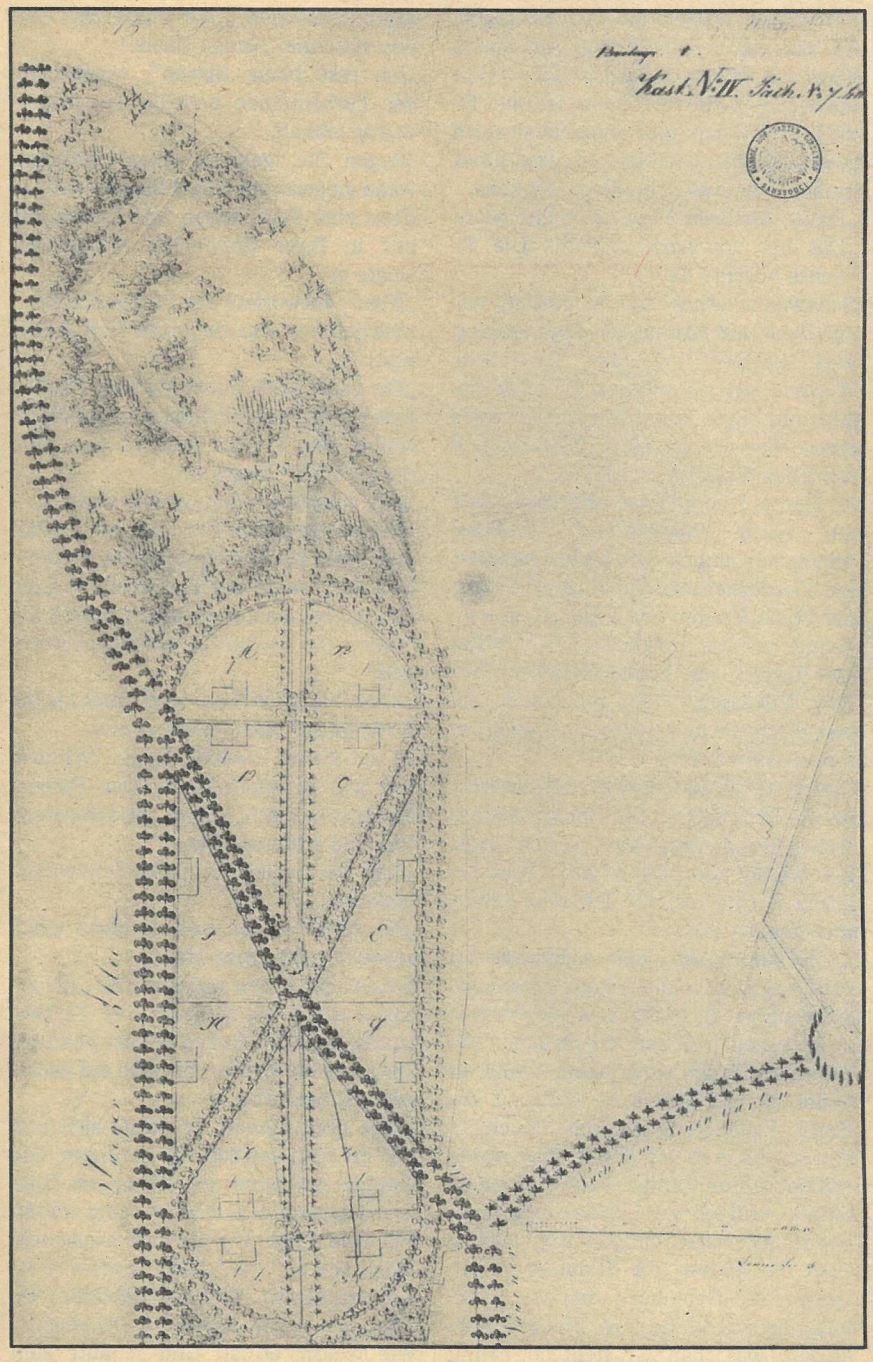
Die Pläne für die gärtnerische Anlage Alexandrowkas lagen in den bewährten Händen des Gartendirektors Peter Joseph Lenné. Zehn Jahre zuvor war der Sohn eines kurfürstlichen Hofgärtners zu Bonn als Gartengeselle auf Probe nach Potsdam gekommen. 1818 ließ Hofmarschall von Maltzahn verlautbaren: „S. Maj. der König haben die Gnade gehabt, den Hr. Lenné zum Mitgliede der Garten-Direction zu ernennen. Ich mache solches den Hr. Hofgärtnern hierdurch bekannt, mit dem Bemerken, daß sie den Anordnungen des Hr. Lenné ebenso Folge zu leisten haben... welches ein Jeder von Ihnen gewiß mit Vergnügen thun wird, da Hr. Lenné die Gartenkunst erlernt hat und ein Mann ist, der gründliche Kenntnisse und Geschmack besitzt."

Die hat Peter Joseph Lenné ein Leben lang mit immensem Fleiß unter Beweis gestellt. Er machte Pläne mit der Natur, nicht gegen sie, er gestaltete, ohne zu zwingen. Landschaft, Kunst, Architektur, Wirtschaft, allem wurde er in harmonischer Einheit gerecht. Landschaften in und um Potsdam wurden von ihm geprägt, aber auch in Berlin und anderswo. Charlottenhof und die Neue Orangerie, der Nordische, der Sizilianische und der Marly-Garten von Sanssouci. Babelsberg, Wildpark, Bornstedt. Der Berliner Tiergarten, Parks und Gärten um Schloß Niederschönhausen, in Französisch Buchholz, Charlottenburg. In Ludwigslust, Wittenberg, Boizenburg. Seine Spuren finden sich in Bonn, Wien, München. In Varchentin, Zarrentin, Zettemin. Er arbeitete für Breslau, Königsberg, Stettin. Für Schwerin, Magdeburg, Dresden.

Lenné schuf die ersten allen zugänglichen Volksparks: „Überall war es bei

Peter Joseph Lenné (1789–1866)

Russische Kirche auf dem Kapellenberg bei Alexandrowka um 1829 (rechts)



Plan Lennés für die Russische Kolonie, 1826 (oben). In seinen wesentlichen Zügen wurde er so verwirklicht. Die stärker gezeichneten Alleen (Jäger-Allee, Nauener Allee, Nach dem Neuen Garten) waren schon vorhanden, die Siedlung wurde eingepaßt. Mit A bis M sind die zwölf Blockhäuser bezeichnet, im Kreuz steht als dreizehntes das Haus des Aufsehers. Nördlich schließt sich der Kapellenberg mit der Kirche an.

Gartenarchitekten und Mitglieder des Kulturbundes pflanzten an einem Herbstsonnabend die ersten hundert Bergahornstämme (links oben).

vorliegendem Projekt mein Bemühen, die Verteilung des gegebenen Raumes so zu leiten, daß neben dem Nutzen... auch dem Vergnügen der Einwohner sein Recht widerfahre. Denn je weiter ein Volk in seiner Kultur und in seinem Wohlstande fortschreitet, desto mannigfaltiger werden auch seine sinnlichen und geistigen Bedürfnisse."

Viele der weniger berühmten Lennéschen Schöpfungen fielen im Laufe der Jahre der Vergeßlichkeit des Alltags anheim. Nun besinnt man sich vielerorts wieder eines Besseren. Für Alexandrowka gibt es seit 1987 den Beschluß einer umfassenden Rekonstruktion nach Lennés Plänen. Bei der Wiederherstellung der seit hundertsechzig Jahren bewohnten Blockhäuser geht es, trotz großen Einsatzes der Denkmalpfleger, langsam voran. Mehr tut sich in der Landschaft. Wenn es auch nicht jedem gefällt: Drei Viertel des Lindenbestandes in den Alleen sind alt und krank und müssen jungem Bergahorn weichen. Baumartenwechsel sagt der Fachmann dazu. Weitestgehende Treue zum Original ist wichtig. Aber auch der Natur muß Genüge getan werden. Gutes Gedeihen verlangt den Wechsel. Auch auf dem Kapellenberg neben der Kolonie, rund um die nach Petersburger Plänen und mit Schinkelschen Zutaten erbaute Russisch-Orthodoxe Kirche, sind die Gartenarchitekten am Werk. Sie wissen wie Lenné um die Mühen des Gärtners: „Nichts gedeiht ohne Pflege; und die vortrefflichsten Dinge verlieren durch unzweckmäßige Behandlung ihren Wert."

Constanze Treuber (Text)
Peter Frenkel (Foto)

Repros: Berliner Verlag

Juri Olescha

Schuwalow wartete im Park auf Ljolja. Es war ein heißer Mittag. Auf einem Stein sah er eine Eidechse. Schuwalow dachte: Auf diesem Stein ist die Eidechse schutzlos, man entdeckt sie doch gleich. Mimikry, fiel ihm ein, und sofort mußte er an das Chamäleon denken.

„Prost Mahlzeit!" sagte Schuwalow. „Das hat mir noch gefehlt." Die Eidechse huschte davon.

Schuwalow erhob sich ungestüm von der Bank und hastete den Pfad entlang. Wut packte ihn, der brennende Wunsch, sich zu wehren. Er blieb stehen und sagte laut: „Der Teufel soll's holen! Wozu denke ich an Mimikry und das Chamöleon? Was soll das!"

Er kam auf eine Wiese und setzte sich auf einen Baumstumpf. Insekten schwirrten umher. Die Halme erzitterten. Geisterhaft war die Flugarchitektur der Vögel, Fliegen und Käfer, doch man konnte gewisse punktierte Linien erfassen, Skizzen von Bögen, Brücken, Türmen, Terrassen – eine rasch sich umgruppierende und sekündlich sich deformierende Stadt.

Irgend etwas bemächtigt sich meiner, dachte Schuwalow. Die Sphäre meines Beobachtungssinns wird verunreinigt. Ich werde zum Eklektiker. Was bemächtigt sich meiner? Ich sehe etwas, was es nicht gibt.

Ljolja kam nicht. Sein Aufenthalt im Park zog sich in die Länge. Er schlenderte umher. Er mußte sich von der Existenz vieler Insekten überzeugen. Ein Käferchen kroch einen Halm hinauf, er nahm es und setzte es sich auf die Hand. Plötzlich blitzte das Bäuchlein des Insekts grell auf. Schuwalow wurde wütend. „Zum Teufel! Noch eine halbe Stunde, und ich werde Naturforscher!"

Die Halme waren vielgestaltig, desgleichen die Blätter, die Stämme; er sah Gräser, die Gelenke hatten wie Bambus; ihn verblüffte die Vielfarbigkeit dessen, was man Grasteppich nennt; die Vielfarbigkeit des Bodens gar kam ihm völlig überraschend.

„Ich will kein Naturforscher sein!" flehte er. „Was sollen diese zufälligen Beobachtungen!"

Aber Ljolja kam nicht. Er zog bereits statistische Schlüsse, nahm bereits eine Klassifizierung vor. Schon hätte er die Tatsache bekräftigen können, daß in diesem Park dickstämmige Bäume überwogen, mit Blättern in Form des Spielkartenkreuzes. Er erkannte das Summen der Insekten. Seine Aufmerksamkeit füllte sich gegen seinen Willen mit einem für ihn völlig uninteressanten Inhalt.

Und Ljolja kam nicht. Er hatte Sehnsucht und war ärgerlich. Statt ihrer kam ein Bürger mit schwarzem Hut. Der Bürger setzte sich neben Schuwalow auf die grüne Bank. Der Bürger saß niedergeschlagen da und hatte auf jedes Knie eine seiner weißen Hände gelegt. Er war jung und still. Es stellte sich heraus, daß der junge Mann farbenblind war. Sie kamen ins Gespräch.

„Ich beneide Sie", sagte der junge Mann. „Man behauptet, die Blätter seien grün. Ich habe noch nie grüne Blätter gesehen. Ich muß blaue Birnen essen."

„Die blaue Farbe ist ungenießbar", sagte Schuwalow. „Mir würde übel werden von einer blauen Birne."

„Ich esse blaue Birnen", wiederholte der Farbenblinde betrübt. Schuwalow wurde lebhaft.

„Sagen Sie, geht es Ihnen auch so, wenn ringsumher Vögel fliegen, daß Sie dann eine Stadt sehen und Linien, die nur in Ihrer Einbildung existieren?" fragte er.

„Nein", antwortete der Farbenblinde.

„Sie nehmen also die ganze Welt richtig wahr?"

„Die ganze Welt, außer ein paar Farbdetails." Der Farbenblinde wandte Schuwalow sein blasses Gesicht zu. „Sind Sie verliebt?" fragte er.

„Ja", antwortete Schuwalow ehrlich.

„Nur ein gewisser Wirrwarr in den Farben, sonst bietet sich mir alles naturgetreu dar!" sagte der Farbenblinde fröhlich. Dabei machte er eine gönnerhafte Geste, die seinem Gesprächspartner galt.

„Aber blaue Birnen sind auch keine Kleinigkeit." Schuwalow grinste.

In der Ferne erschien Ljolja. Schuwalow gab es einen Ruck. Der Farbenblinde erhob sich, lüftete den schwarzen Hut und entfernte sich.

„Sind Sie Geiger?" rief ihm Schuwalow hinterher.

„Sie sehen etwas, was es nicht gibt", antwortet der junge Mann.

Schuwalow schrie aufgebracht: „Sie sehen aus wie ein Geiger!" Der Farbenblinde sagte im Gehen etwas; Schuwalow hörte die Worte: „Sie sind auf einem gefährlichen Weg..."

Ljolja ging schnell. Er erhob sich und trat ihr ein paar Schritte entgegen. Die Zweige mit ihren kreuzförmigen Blättern wippten. Schuwalow stand mitten auf dem Pfad. Die Zweige rauschten. Ljolja wurde vom Laub mit einer Ovation empfangen. Der Farbenblinde, der sich nach rechts gewandt hatte, dachte: Wie windig es ist. Und schaute zum Laub hinauf. Das Laub verhielt sich wie jedes Laub, das vom Winde bewegt wird. Der Farbenblinde gewahrte schwankende blaue Baumkronen. Schuwalow gewahrte grüne Baumkronen. Aber Schuwalow zog einen naturwidrigen Schluß. Er dachte: Die Bäume empfangen Ljolja mit einer Ovation. Der Farbenblinde irrte, doch Schuwalow irrte noch mehr.

„Ich sehe etwas, was es nicht gibt", wiederholte Schuwalow. Ljolja kam heran. In der einen Hand hielt sie eine Tüte mit Aprikosen. Die andere Hand streckte sie ihm entgegen. Die Welt veränderte sich jählings.

„Warum runzelst du die Stirn?" fragte sie.

„Ich hab, scheint's, eine Brille auf."

Ljolja entnahm der Tüte eine Aprikose, riß ihr die beiden Bäckchen auseinander und warf den Stein weg. Der Stein fiel ins Gras. Schuwalow blickte erschrocken hin. Blickte hin und sah an der Stelle, wo der Stein niedergefallen war, einen Baum wachsen, ein dünn glänzendes Bäumchen, einen herrlichen Schirm. Da sagte er zu Ljolja: „Mit mir geht etwas Blödsinniges vor. Ich fange an, in Bildern zu denken. Die Gesetze existieren für mich nicht mehr. In fünf Jahren wird an dieser Stelle ein Aprikosenbaum wachsen. Durchaus möglich. Das widerspräche der Wissenschaft in keiner Weise. Ich aber habe, ganz naturwidrig, diesen Baum fünf Jahre vorher gesehen. Blödsinn. Ich werde zum Idealisten."

„Das kommt von der Liebe", sagte sie, triefend von Aprikosensaft.

Sie hockte in den Kissen und erwartete ihn. Das Bett war in die Ecke geschoben. Auf den Tapeten glänzten goldene Kränzchen. Er kam, sie umarmte ihn. Sie war so jung und so leicht, daß sie, ausgezogen, im Hemdchen, sonderbar nackt erschien. Die erste Umarmung war stürmisch. Das Kindermedaillon flog von ihrer Brust hoch und blieb in ihrem Haar stecken wie eine goldene Mandel. Schuwalow beugte sich über ihr Gesicht, das langsam, wie das Gesicht einer Sterbenden, in das Kissen zurücksank.

Die Lampe brannte.

„Ich mach sie aus", sagte Ljolja.

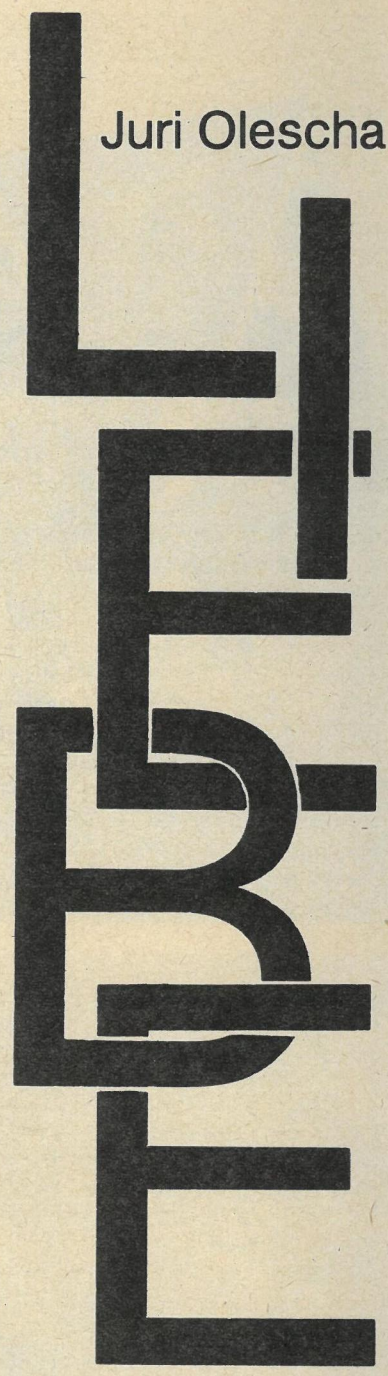
Schuwalow lag an der Wand. Die Ecke rückte näher. Schuwalows Finger glitten über ein Tapetenornament. Er begriff, jener Teil des Tapetenmusters, jenes Stück Wand, unter dem er einschlafen würde, führte ein doppeltes Dasein: ein gewöhnliches tagsüber, das sich durch nichts hervortat – einfache Kränzchen, und eins nächtlicherweise, das man fünf Minuten vorm Einschlafen wahrnahm. Wenn man unversehens dicht herantrat, wuchsen die einzelnen Ornamente des Musters, lösten sich in Details auf und verwandelten sich. An der Grenze des Einschlafens, wo Schuwalow den Empfindungen seiner Kindheit nahe war, wehrte er sich nicht gegen die Verwandlung bekannter und gesetzmäßiger Formen, zumal er die Verwandlung rührend fand: Statt der Schnörkel und Kränzchen erblickte er eine Ziege, einen Koch...

„Und hier ist ein Violinschlüssel", sagte Ljolja, die ihn verstand.

„Und ein Chamäleon", murmelte er, schon im Einschlafen.

Am Morgen erwachte er früh. Sehr früh. Er erwachte, blickte nach rechts und links und schrie auf. Ein wohliger Laut entrang sich seiner Kehle. In dieser Nacht war die Verwandlung, die am ersten Tag ihrer Bekanntschaft in der Welt begonnen hatte, perfekt geworden. Er war auf einer neuen Erde erwacht. Morgendlicher Glanz erfüllte das Zimmer. Er sah das Fensterbrett und auf dem Fensterbrett Töpfe mit bunten Blumen. Ljolja schlief, den Rücken ihm zugekehrt. Sie lag zusammengerollt, mit rundgebogenem Rücken, unter ihrer Haut zeichnete sich die Wirbelsäule ab – ein zarter Schilfhalm. Wie eine Angelrute, dachte Schuwalow, wie ein Bambusrohr. Auf dieser neuen Erde war alles rührend und lächerlich. Zum offenen Fenster flogen Stimmen herein. Draußen unterhielten sich Menschen über die Blumentöpfe auf Ljoljas Fensterbrett.

Er stand auf, zog sich an, hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Die Erdanziehungskraft existierte nicht mehr. Er beherrschte noch nicht die Gesetze dieser neuen Welt und handelte darum vorsichtig, aus Furcht, ein unbedachter Schritt könnte eine ohrenbetäubende



Juri Olescha (1899–1960) wird 1927 durch den Roman „Neid" schlagartig bekannt, gerät ins Kreuzfeuer der Kritik. Erzählungen wie „Liebe" (1928) verstärken den Eindruck, daß hier jemand mit den realen Dingen anders umgeht als die meisten Schriftsteller der Zeit. Der Student Schuwalow, in Ljolja verliebt, nimmt die Eidechse und den Käfer wahr wie andere, sieht aber auch, was für jene gar nicht da ist. Anscheinend hören für ihn sogar die Naturgesetze auf zu existieren. Doch sind es nicht allein die „Flügel der Liebe", die Schuwalow fliegen lassen. Nicht ohne ironische Distanz gezeichnet, treten Oleschas Helden den Beweis dafür an, daß der Mensch über sich hinauswächst, wenn er seiner Welt nicht nur rational und pragmatisch gegenübertritt. „Liebe" erscheint, in der Übersetzung von Marga Erb, demnächst bei Volk und Welt in „Russische Erzählungen aus sieben Jahrzehnten".

Wirkung haben. Selbst das einfache Denken, das einfache Wahrnehmen der Gegenstände war riskant. Am Ende war ihm über Nacht die Fähigkeit gekommen, Gedanken zu materialisieren? Grund für diese Mutmaßung war vorhanden. Da schlossen sich zum Beispiel seine Knöpfe von selbst. Da ertönte, als er die Bürste befeuchtete, um seine Frisur zu richten, das Klatschen fallender Tropfen. Er blickte sich um. An der Wand, unter den Strahlen der Sonne, leuchtete das Bündel von Ljoljas Kleidern in den Farben der Montgolfiere.

„Ich bin hier", tönte aus dem Haufen die Stimme des Wasserhahns. Er fand unter dem Bündel den Hahn und die Seifenschale. Ein rosa Seifenrest lag auch da. Jetzt hatte Schuwalow Angst, an etwas Furchtbares zu denken. Ein Tiger kommt ins Zimmer – dieser Gedanke drängte sich ihm auf, aber es gelang ihm, sich abzulenken. Doch entsetzt blickte er zur Tür. Die Materialisierung hatte sich vollzogen, aber da der Gedanke nicht voll wirksam geworden war, hatte die Materialisierung auch nur eine entfernte und annähernde Wirkung ausgeübt: Eine Wespe war zum Fenster hereingeflogen…

Sie war gestreift und blutdürstig.

„Ljolja! Ein Tiger!" heulte Schuwalow auf.

Ljolja erwachte. Die Wespe hing am Teller. Sie summte wie ein Gyroskop. Ljolja sprang aus dem Bett. Die Wespe flog auf sie zu. Ljolja fuchtelte sie weg – die Wespe und das Medaillon flogen um sie herum. Schuwalows Hand traf klatschend das Medaillon. Sie veranstalteten eine Treibjagd. Ljolja stülpte ihren knisternden Strohhut über die Wespe.

Schuwalow ging. Sie verabschiedeten sich im Zugwind, der in dieser Welt ungewöhnlich energisch und vielstimmig schien. Der Zugwind riß unten die Türen auf. Er sang wie eine Waschfrau. Er zerrte an den Blumen auf dem Fensterbrett, hob Ljoljas Hut, ließ die Wespe frei und warf sie in den Salat. Er hob Ljoljas Haare. Er pfiff.

Er hob Ljoljas Hemdchen.

Sie trennten sich, und Schuwalow, der vor Glück die Treppenstufen nicht fühlte, stieg hinunter, betrat den Hof… Ja, er hatte die Treppenstufen nicht gefühlt. Jetzt fühlte er nicht die Vortreppe, das Pflaster; da entdeckte er, daß dies kein Wunder war, sondern Realität, daß seine Füße in der Luft hingen, daß er flog.

„Er fliegt auf den Flügeln der Liebe", sagte jemand in einem Fenster ganz nahe.

Er flog empor, seine Hemdbluse verwandelte sich in eine Krinoline, seine Lippen fieberten, er flog und schnippte dabei mit den Fingern.

Um zwei Uhr kam er in den Park. Matt von Liebe und Glück, schlief er auf der grünen Bank ein. Er schlief, und unter seiner offenen Hemdbluse traten die Schlüsselbeine hervor.

Den Weg entlang kam, die Hände auf dem Gesäß ineinandergelegt, würdevoll wie ein katholischer Geistlicher und in einem soutaneähnlichen Gewand, ein unbekannter Mann mit schwarzem Hut und starker blauer Brille. Den Kopf hielt er mal gesenkt, mal hoch erhoben. Er trat heran und setzte sich zu Schuwalow.

„Ich bin Isaac Newton", sagte der Fremde und lüftete den schwarzen Hut. Er sah durch die Brille seine fotografische blaue Welt.

„Guten Tag", murmelte Schuwalow.

Der große Gelehrte saß steif da, gespannt, wie auf Nadeln. Er lauschte, seine Ohren zuckten, sein linker Zeigefinger war erhoben; es war, als mahnte er einen unsichtbaren Chor, jeden Moment bereit zu sein, auf ein Zeichen dieses Fingers stimmgewaltig einzusetzen. Alles in der Natur schien erstorben. Schuwalow versteckte sich leise hinter der Bank. Einmal knirschte unter seiner Ferse der Kies. Der berühmte Physiker horchte auf das große Schweigen der Natur. Über den fernen grünen Baumgruppen zeichnete sich, wie bei einer Sonnenfinsternis, ein Stern ab, und es wurde kühl.

„Da!" rief plötzlich Newton. „Hören Sie?"

Ohne sich umzusehen, streckte er den Arm aus, packte Schuwalow am Rockschoß und zog ihn, sich erhebend, aus seinem Versteck hervor. Sie gingen über Gras. Die weiten Schuhe des Gelehrten traten weich auf, im Gras blieben weiße Spuren zurück. Vor ihnen lief, sich häufig umblickend, eine Eidechse. Sie durchschritten Dickicht, das die eiserne Umrandung der Gelehrtenbrille mit Spinnweben und Herrgottspferdchen schmückte. Eine Wiese tat sich auf. Schuwalow erkannte das gestern gewachsene Bäumchen.

„Aprikosen?" fragte er.

„Nein", entgegnete der Gelehrte gereizt. „Ein Apfelbaum." Das Gebilde des Apfelbaums, das Gittergebilde seiner Krone, leicht und zart wie das Ballonnetz einer Montgolfiere, war in seiner spärlichen Belaubung durchscheinend. Nichts regte sich, alles war still.

„Da", sagte der Gelehrte und bog den Rücken. Infolgedessen schwoll seine Stimme zum Gebrüll. „Da!" Er hielt einen Apfel in der Hand. „Was bedeutet das?"

Es war zu sehen, daß er nicht oft den Rücken beugte. Nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, bog er ihn mehrmals nach hinten, um die Wirbelsäule, das alte Baumbusrohr der Wirbelsäule, wieder geradezubekommen. Der Apfel ruhte auf einem Stativ aus drei Fingern.

„Was bedeutet das?" wiederholte er, und sein Ächzen störte den Klang des Satzes. „Würden Sie mir wohl sagen, warum der Apfel heruntergefallen ist?"

Schuwalow blickte auf den Apfel wie weiland Wilhelm Tell. „Das entspricht dem Gesetz der Erdanziehung", murmelte er. Dann, nach einer Pause, fragte der große Physiker: „Ich glaube, Sie sind heute geflogen, Student?" So fragte der Magister. Seine Brauen hoben sich hoch über die Brille. „Ich glaube, Sie sind heute geflogen, junger Marxist?"

Ein Herrgottspferdchen kroch von seinem Finger auf den Apfel. Newton stierte drauf. Das Herrgottspferdchen war für ihn blitzblau. Er runzelte die Stirn. Das Käferchen stieß sich vom höchsten Punkt des Apfels ab und entflog mittels seiner Flügel, die es hervorgeholt hatte, so wie man unterm Frack ein Schnupftuch hervorholt.

„Sie sind heute, glaube ich, geflogen?"

Schuwalow schwieg.

„Strolch", sagte Isaac Newton.

Schuwalow erwachte.

„Strolch", sagte Ljolja, die vor ihm stand. „Du erwartest mich und schläfst. Strolch!"

Sie nahm das Herrgottspferdchen von seiner Stirn und lächelte darüber, daß es ein gepanzertes Bäuchlein hatte.

„Zum Teufel!" fluchte er. „Ich hasse dich. Früher wußte ich, daß das ein Herrgottspferdchen ist; nichts anderes wußte ich von ihm, als daß es ein Herrgottspferdchen ist. Höchstens hätte ich mich noch zu der Feststellung versteigen können, daß sein Name ein bißchen antireligiös klingt. Aber seit wir uns begegnet sind, ist mit meinen Augen was vorgegangen. Ich sehe blaue Birnen, und ich sehe, daß der Fliegenpilz einem Herrgottspferdchen ähnelt."

Sie wollte ihm umarmen.

„Laß mich! Laß!" schrie er. „Ich hab's satt! Ich schäme mich!" Während er so schrie, lief er davon wie ein Damhirsch. Schnaufend, mit wilden Sprüngen rannte er, hüpfte seinem eigenen Schatten davon, rollte die Augen. Keuchend blieb er stehen. Ljolja war verschwunden. Er beschloß, alles zu vergessen. Die verlorene Welt mußte zurückgewonnen werden.

„Auf Wiedersehen", seufzte er. „Wir sehn uns nicht mehr wieder."

Er setzte sich an einem Abhang nieder, auf dem Kamm, wo der Blick einen weiten Raum erfaßte, der mit Landhäusern übersät war. Er saß hoch oben auf einem Prisma, und seine Beine hingen die Schrägung hinunter. Unter ihm kreiste der Sonnenschirm eines Eisverkäufers, sein ganzer kleiner Straßenbetrieb, der an ein Negerdorf erinnerte.

„Ich lebe im Paradies", sagte der junge Marxist mit matter Stimme.

„Sind Sie Marxist?" tönte es in seiner Nähe.

Der junge Mann mit dem schwarzen Hut, der Farbenblinde, saß dicht neben Schuwalow.

„Ja, ich bin Marxist", sagte Schuwalow.

„Dann dürfen Sie nicht im Paradies leben."

Der Farbenblinde spielte mit einer Gerte. Schuwalow seufzte. „Was soll ich machen? Die Erde hat sich in ein Paradies verwandelt."

Der Farbenblinde stieß einen Pfiff aus. Der Farbenblinde kratzte sich mit der Gerte im Ohr.

„Wissen Sie", fuhr Schuwalow weinerlich fort, „wissen Sie, wie weit es mit mir gekommen ist? Ich bin heute geflogen." Am Himmel stand, schräg wie eine Briefmarke, ein Drachen. „Soll ich's Ihnen zeigen? Ich werd' dorthin fliegen." (Er verwies mit dem Arm in die Höhe.)

„Nein, danke. Ich möchte nicht Zeuge Ihrer Schande werden."

„Ja, es ist entsetzlich", sprach Schuwalow nach kurzer Pause. „Ich weiß, daß es entsetzlich ist. Ich beneide Sie", fuhr er fort.

„Wirklich?"

„Ehrenwort. Wie schön ist es, die ganze Welt richtig wahrzunehmen und nur ein paar Farbdetails durcheinanderzubringen, wie Sie es tun. Sie brauchen nicht im Paradies zu leben. Die Welt ist für Sie nicht verschwunden. Alles ist in Ordnung. Und ich? Bedenken Sie, ich bin ein kerngesunder Mensch, ich bin Materialist. Und da vollzieht sich vor meinen Augen mir nichts, dir nichts eine verbrecherische antiwissenschaftliche Deformierung der Dinge, der Materie."

„Ja, es ist entsetzlich", pflichtete der Farbenblinde ihm bei.

„Und das alles macht die Liebe."

Schuwalow packte ihn unerwartet heftig am Arm.

„Hören Sie!" rief er. „Ich bin einverstanden. Geben Sie mir Ihre Iris und nehmen Sie meine Liebe."

Der Farbenblinde ließ sich den Abhang hinabgleiten.

„Entschuldigen Sie", sagte er, „ich habe keine Zeit. Auf Wiedersehen. Bleiben Sie nur ruhig im Paradies."

Es fiel ihm schwer, sich den Abhang hinunterzubewegen. Er kroch breitbeinig, verlor die Ähnlichkeit mit einem Menschen und gewann Ähnlichkeit mit dem Spiegelbild eines Menschen im Wasser. Schließlich erreichte er den ebenen Boden und schritt fröhlich aus. Dann, nachdem er die Gerte weggeschleudert hatte, warf er Schuwalow einen Handkuß und einen Schrei zurück.

„Grüßen Sie Eva!" schrie er.

Ljolja schlief. Eine Stunde nach seiner Begegnung mit dem Farbenblinden machte Schuwalow sie mitten im Herzen des Parks ausfindig. Er war kein Naturforscher und wußte nicht zu bestimmen, was ihn umgab: Haselnußsträucher, Hagedorn, Holunder oder Heckenrosen. Von allen Seiten drangen Gezweig und Gebüsch auf ihn ein, er ging wie ein Korbflechter, beladen mit dem leichten Geflecht der Zweige, die zur Parkmitte immer dichter wurden. Er warf das Geflecht von sich ab, das ihn mit Blättern, Blüten, Dornen, Beeren und Vögeln überschüttete. Ljolja lag auf dem Rücken, in ihrem rosa Kleid, die Brust entblößt. Sie schlief. Er hörte, wie in ihrer vom Schlaf geschwollenen Nase die Häutchen fiepten. Er setzte sich neben sie.

Dann legte er seinen Kopf auf ihre Brust, seine Finger befühlten den Kattun, sein Kopf ruhte auf ihrer schweißfeuchten Brust, er sah ihre rosige Brustwarze, die feinrunzlig war wie Milchhaut. Er hörte nicht das Rauschen, Seufzen und Knacken der Äste.

Der Farbenblinde erschien im Flechtwerk eines Strauchs. Der Strauch ließ ihn nicht durch.

„Hören Sie mal", sagte der Farbenblinde.

Schuwalow hob den Kopf mit der beseligten Wange.

„Laufen Sie mir nicht nach wie ein Hund", sagte Schuwalow.

„Hören Sie, ich bin einverstanden. Nehmen Sie meine Iris und geben Sie mir Ihre Liebe."

„Gehen Sie blaue Birnen essen", antwortete Schuwalow.

Michail Sostschenko

Glückliche Kindheit

Gestern sitze ich im Tauri-schen Garten. Dreh mir eine Zigarette. Guck mich um. Herrlicher Frühling! Sonnenschein. Lauter kleine süße Kinderchen tummeln sich im Sand. Neben mich setzt sich so ein Steppke, vielleicht zehn Jahre, baumelt mit den Beinen. Ich guck ihn an und dann in die Runde. Ach, denke ich, was haben doch die Kinderchen für ein vorzügliches Leben gegenüber den Erwachsenen! Wie geht's denn einem Erwachsenen? Mit den Beinen darf er nicht baumeln, im Sand sich nicht wälzen. Baumelt er mit den Beinen, seht, neißt es dann, der Lümmel kann die Beine nicht still halten. Miserabel hat's doch ein erwachsener Mensch... Allerlei Kommissionen, Überkommissionen, Referate und Versammlungen... Macht er sich mal für drei Minuten frei, wartet bestimmt schon die Frau, schwingt die Suppenkelle und schimpft, daß er zu spät kommt. Eine glückliche Zeit dagegen ist doch die goldene Kindheit! Unmerklich ist sie vergangen, und so sieht nun das Leben aus... Noch einmal blicke ich auf die Kinderchen und das Bürschchen, das mit den Beinen baumelt – da packt mich eine solche Zärtlichkeit für ihn, ein solches Gefühl, daß mir die Luft knapp wird.

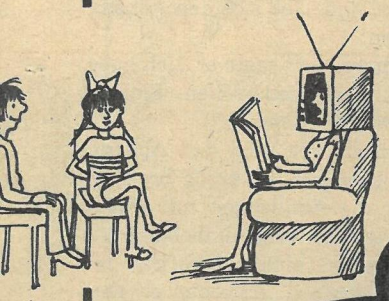
„Jungchen", sag ich, „du Himmelhund! Spürst du überhaupt, was du für ein Glück hast, du Lümmel? Da sitzt du, baumelst mit den Beinen und hast keine Sorgen. Kannst auf einen Baum klettern und von dort auf alles niesen. Ach, du liebes Kerlchen, wie heißt du denn? Wie ist dein Name, du verdammter Halunke?"

Er schweigt. Aus Schüchternheit wohl.

„Aber", sag ich, „du brauchst doch nicht schüchtern zu sein, du liebes Kerlchen. Komm, setz dich auf meine Knie!" Da dreht sich das Bürschchen mir zu und antwortet: „Ich habe keine Zeit, auf deinen Knien zu schaukeln!"

Na, denk ich, ist mir ja ein Früchtchen. Keine Zeit hat er, der Knirps. „Wieso", sag ich, „haben Sie keine Zeit? Was, entschuldigen Sie den Vergleich, haben Sie denn zu tun?"

Das Naturkind antwortet mir



Pawelec

Jeder kleidet seine Puppe, wie es ihm gefällt.

An den zehn Fingern erzählt sich das Kind die Welt.
M. H.

Fricke

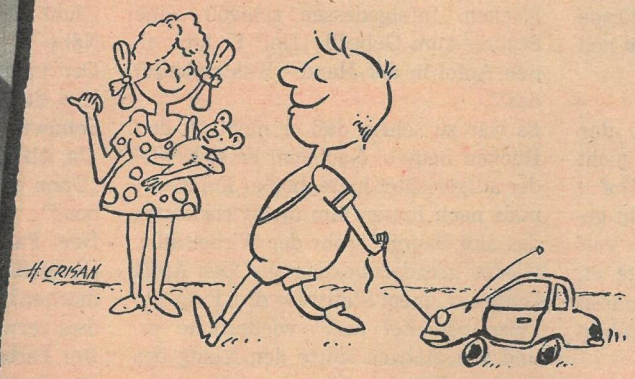
Spielo-sophisches, gesammelt in Buddelkasten und Raucherecke von Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik)

Ein Mitmensch in den Windeln. Zart und niedlich.
Noch nicht viel größer, als man ihn erschuf.
Ein netter, süßer Kerl. Gehorsam, friedlich.
Ein Sohn. Und das wird später sein Beruf.

Wolfgang Funke

Valkanov, Sofia

Schoko-Vanille-Schneck von Ly Truc Dung, Hanoi

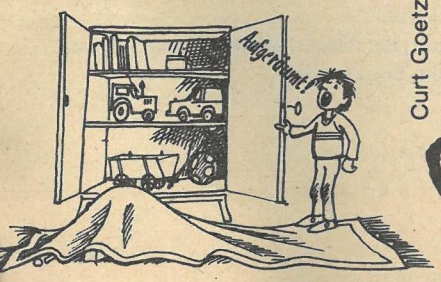


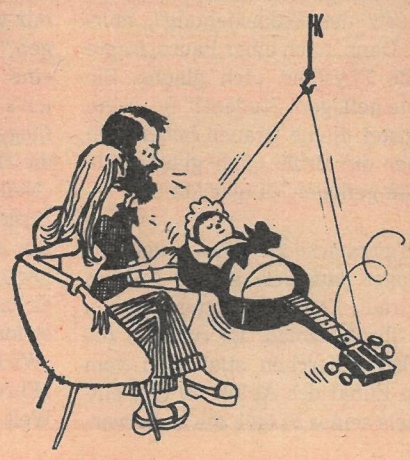
H. CRISAN

Horia, Bukarest

Schülerliebe
Schülerliebe ist die schönste, weil sie die reinste ist. Es gibt Fälle, wo diese Liebe nicht ganz rein bleibt, das sind die ganz schönen Fälle.

Curt Goetz





Kapusta, Donezk

Elternhaus...
Jedes Kind braucht eine Mutter, und jede Frau braucht ein Kind, sei dieses eine Stoffhexe oder ein Mannsbild. Jorge Amado
Merkwürdig, wie Leute gern Sachen, die ihnen unbequem sind, in die Kinderstube abschieben. Kurt Tucholsky
Ich kann das Predigen nicht vertragen; ich glaube, ich hab in meiner Jugend mich daran übergessen. J. W. v. Goethe
Kinder sind nicht dümmer als Erwachsene, sie haben nur weniger Erfahrung.

J. Korczak

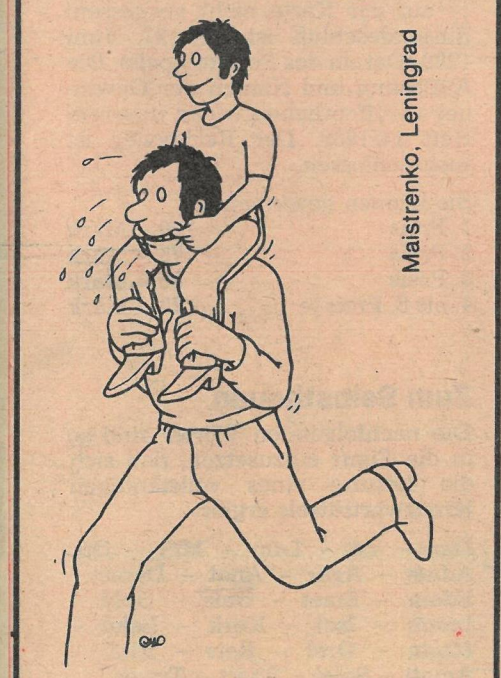
2 Wochenspruch

Die Eltern machen Pläne, und die Kinder tun, was sie für richtig halten.

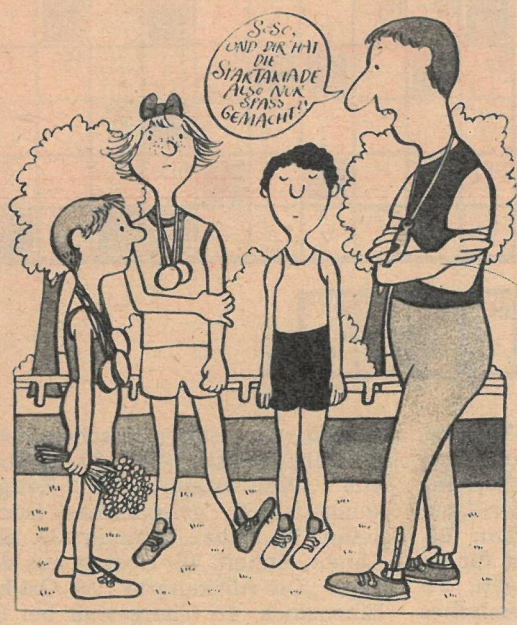
Das Spiel zeigt den Charakter.

im Baß: „Du wirst zu schnell alt, wenn du zuviel weißt."
Na, da bin ich ja an ein liebes Kerlchen geraten. „Aber", sag ich, „da brauchst du dich doch nicht zu ärgern. Der alte Zausel möchte doch bloß wissen, was Sie schon für Sorgen haben." Diese Worte scheinen das Bürschchen etwas milder zu stimmen.
„Sorgen", sagt er, „hab ich einen Sack voll! Allerlei Kommissionen, Überkommissionen, Referate und Versammlungen, Vorträge. Dann natürlich die Schule. Außerdem die körperliche Ertüchtigung... Mach ich mich mal für drei Minuten frei, frische Luft zu schnappen, dann wartet bestimmt schon Manka Blochina oder Katjuschka Semetschkina und schimpft. Schlimm, schlimm!" Dabei holt er ein Stäbchen hervor, zündet es an, spuckt durch die Zähne, nickt mir lässig zu und geht seiner Wege.
Ich aber denke bei mir: Glückliche Zeit, du mein goldenes Alter! In die Schule brauch ich nicht zu gehen. Auch mit der körperlichen Ertüchtigung fällt mir keiner auf die Nerven. Ich habe mir ein Stäbchen angebrannt und bin ebenfalls meiner Wege gegangen.

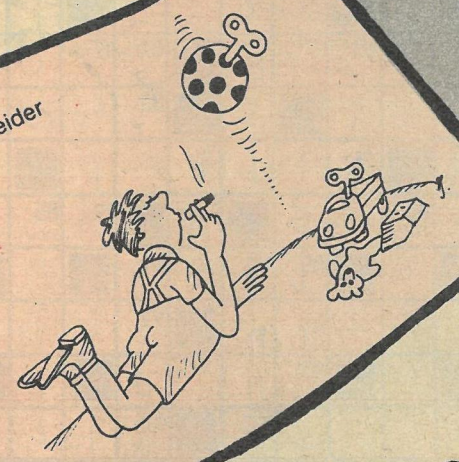
Aus: „Der Verwandlungskünstler", Eulenspiegel Verlag. Leicht gekürzt.



Maistrenko, Leningrad



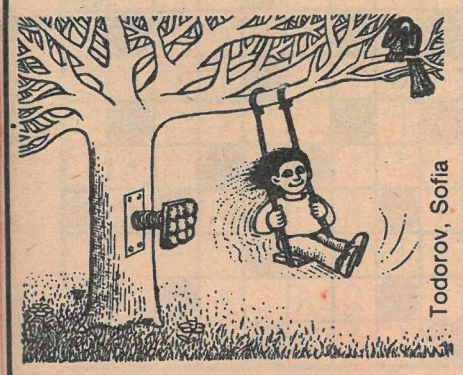
Bofinger



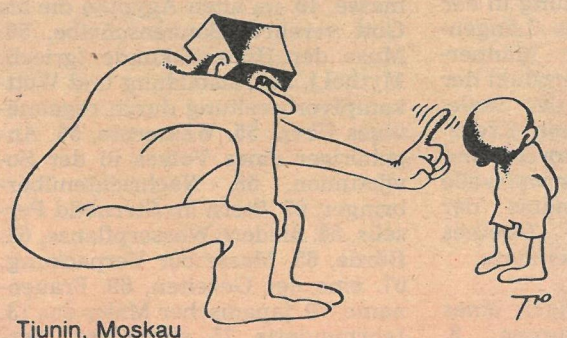
Schneider

Lehr-Lauf

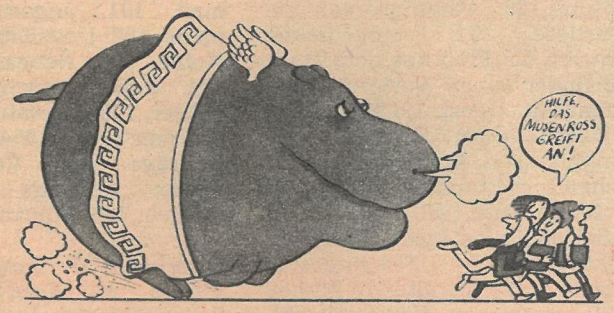
Dummheit besteht nicht darin, daß man Dummheiten spricht, sondern in der Überzeugung, daß die anderen diese Dummheiten für kluge Dinge halten.



Todorov, Sofia



Tjunin, Moskau



Bofinger

...und Schule

Hof-Berichte: Seine Schule trägt man ständig auf der Zunge. F. H.
Knall-Effekt: Eine Schule ohne Geräusche ist wie eine Küche ohne Gerüche. F. H.
Bank-Geheimnisse: Was die Schüler alles wissen, ist unglaublich, aber was sie nicht wissen, ist manchmal noch unglaublicher.

Der Zerrissene: Manche sind so zurückhaltend, weil sie sich immer erst fragen, ob sie fragen dürfen. F. H.
Spannungsfeld: Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß. Goethe

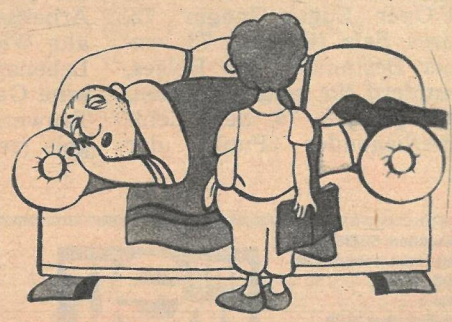
Spielecke

Ordnung führt zu allen Tugenden!
Aber was führet zur Ordnung?
Lichtenberg

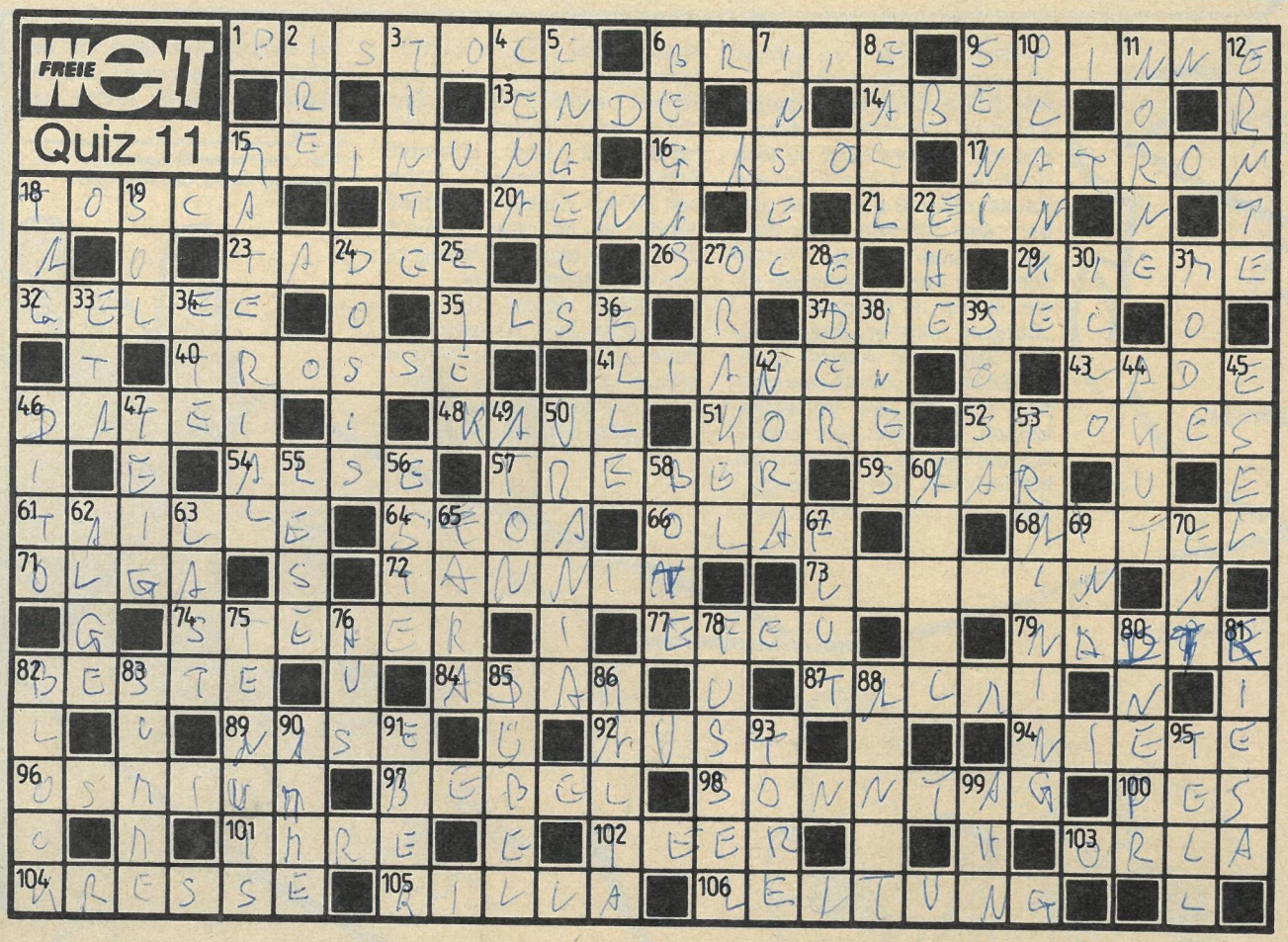
Frühreif = Bezeichnung für einen Vierjährigen, der sich mit der Puppe seiner Schwester davonmacht.
Ambrose Bierce

Himmel, warum find ich in Erziehbüchern stets etwas Gutes und an Erziehern selten dergleichen?
Jean Paul

Bofinger



Frag nicht so viel, lern lieber!



1	13	23	81	60	105	104	38	64	86	50	98
P	E	T	R	A	R	K	I	S	M	U	S

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Handfeuerwaffe, 6. Postsendung, 9. Gliederfüßer, 13. Schluß, 14. norwegischer Mathematiker (gest. 1829), 15. Ergebnis subjektiver Beurteilung, Auffassung, 16. Gasgemisch (Chem.), 17. doppeltkohlensaures Natrium, 18. Titel einer Oper von Puccini, 20. Ureinwohner der Philippinen, 21. Ölpflanze, 23. Schulstrafe, 26. Kochsalzlösung, 29. Atmungsorgan der Wassertiere, 32. eingedickter Fruchtsaft, 35. Fluß aus dem Harz, 37. Erfinder einer Verbrennungskraftmaschine (gest. 1913), 40. starkes Faser- oder Drahtseil, 41. Schlingpflanzen, 43. Schubfach, 46. Speichereinrichtung für Belege und Dokumente, 48. DDR-Jurist und Schriftsteller (gest. 1981), 51. gebälktragende Frauengestalt (Kunstwiss.), 52. veraltende Einheit der kinematischen Viskosität, 54. Hering, Maifisch, 57. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 59. rechter Nebenfluß der Mosel, 61. Teil des Körpers zwischen Brust und Hüften, 64. altgriechische Philosophenschule, 66. Männername, 68. Karpfenfisch, Döbel, 71. Gestalt aus der Oper „Eugen Onegin", 72. gerbsaures Salz (Chem.), 73. wesentlicher Bestandteil des Holzes, 74. Rennpferd für lange Strecken, 77. Kletterpflanze, 79. dem Zenit gegenüberliegender Punkt der Himmelskugel (Astron.), 82. Erste, Siegerin, 84. Gestalt aus dem Schauspiel „Der zerbrochene Krug", 87. vergoldete Kupfer-Zink-Legierung, 89. Sinnesorgan, 92. volkstümliche Bezeichnung für einen Schwarm Eintagsfliegen, 94. Los ohne Gewinn, 96. chemisches Element, Edelmetall, 97. deutscher Arbeiterführer (gest. 1913), 98. kulturpolitische Wochenzeitung in der DDR, 100. altrömisches Längenmaß, 101. ungarischer Männername, 102. Destillationsprodukt der Kohle, 103. Nebenfluß der Saale, 104. Name verschiedener Kreuzblütler, 105. Literaturhistoriker und -kritiker (gest. 1954), der wertvolle Beiträge zum Verständnis der Werke Lessings und Goethes schrieb, 106. Führung, Lenkung.

Senkrecht: 2. Angehöriger eines Volkes in Nordwesteuropa, 3. Schreibflüssigkeit, 4. Strom in Sibirien, 5. Freund und Kampfgefährte von Marx, 6. deutscher Bildhauer (gest. 1911), 7. Eiland, 8. Kategorie der Grammatik, 9. Astrolog Wallensteins, 10. starkes Brett, Bohle, 11. Schicksalsgöttin (nord. Mythol.), 12. Fruchteinbringung, 15. Roh-, Arbeitsstoff, 18. Teil der Woche, 19. alte Währungseinheit in Peru, 22. Lebensgemeinschaft, 24. zugemessene Gabe, Arzneimittelmenge, 25. Tauwerk als Einfassung eines Segels (seem.), 27. rätselhafter Ausspruch, 28. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 30. Gestalt aus „Wallenstein", 31. Zeitgeschmack, 33. griechischer Buchstabe, 34. franz.: Sommer, 36. alte Längeneinheit, 38. Gestalt aus der Oper „Die Afrikanerin", 39. Ort bei Eibenstock, 42. Titelgestalt bei Ibsen, 44. Betonungszeichen, 45. Tragtier, 46. Einerlei, 47. Backmasse, 49. im alten Ägypten die als Gott verehrte Sonnenscheibe, 50. Muse der Himmelskunde (griech. Mythol.), 53. Ausbildung und Wettkampfvorbereitung durch regelmäßiges Üben, 55. Weinernte, 56. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 58. Nachrichtenüberbringer, 60. Stern im Sternbild Perseus, 62. niedere Wasserpflanze, 63. Bürde, 65. Masse der Verpackung, 67. eine der Gezeiten, 69. Frauenname, 70. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts, 75. stimmloser Verschlußlaut (Phon.), 76. tschechischer Reformator des 14./15. Jahrhunderts, 78. Fädchen an Kleidung, 80. Fluß im Westen der Sowjetunion, 81. Industriestadt an der Elbe, 82. Felsbrocken, Steinquader, 83. Ergebnis der Addition, 85. kleiner Holzkeil, Zapfen, 86. Insel im Mittelmeer, 88. Blutsverwandter väterlicherseits, 90. Kinderfrau, 91. männliches Haustier, 93. die Würze eines Fußballspiels, 95. Titelgestalt bei Schiller, 99. Vorfahr.

Die Lösung unseres heutigen Quiz ist eine Art der Liebeslyrik, die zu gezierten, preziösen Wucherungen neigte und bestimmte Motive immer wieder nach verbindlichen Regeln gestaltete. Sie hatte besonders im 16. Jahrhundert ihre Anhänger, fand aber gleichzeitig Gegner und Überwinder. Der Name dieser Richtung leitet sich von einem italienischen Lyriker und Humanisten ab, der im 14. Jahrhundert lebte.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 11 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 21. Juni 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 14/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis je	25,– Mark

Zum Selbstbauen

Die nachfolgenden Wörter sind so in die Figur einzusetzen, daß sich die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels ergibt:

Dan – Ist – Lem – Met – Ott; Adam – Agar – Anat – Dame – Edam – Emet – Gala – Gold – Imam – Isel – Kork – Lake – Mann – Orel – Reis – Rita; – Amati – Solei – Sport – Trage.

Nachsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist ein neuer Buchstabe so anzusetzen, daß sich andere Begriffe ergeben:

Senke – Rund – Lette – Leis – Uta – Andre – Kaste.

Bei richtiger Lösung ergeben die nachgesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ein chemisches Element, das ein Metall ist.

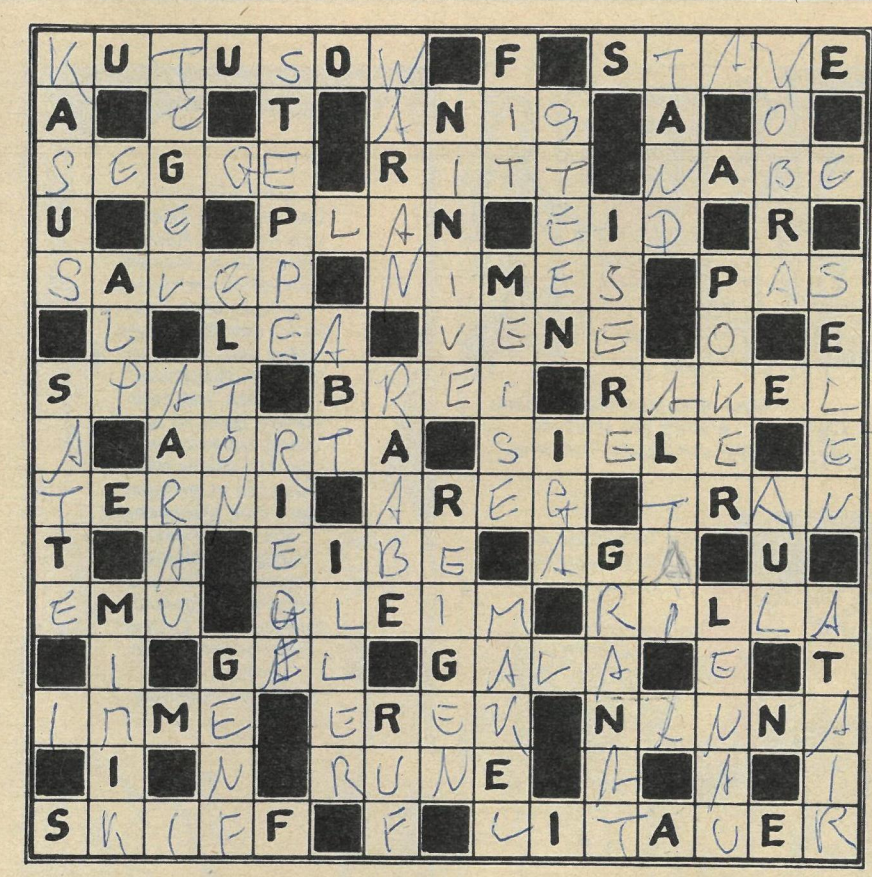
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Stadt in der Schweiz, 2. Klostervorsteher, 3. südamerikanische Riesenkröte, 4. Beklemmung, 5. Hochgebirge in Zentralasien, 6. Arznei- und Gewürzpflanze, 7. Hauptschlagader, 8. aus Sanddünen bestehende Wüste, 9. Stern im Sternbild Adler, 10. Siedlung der Turkvölker, 11. Kleinkindspeise, 12. Nadelbaum, 13. Schwur, 14. Name eines Salzsees im Wolgograder Gebiet, 15. straußenähnlicher Laufvogel, 16. Ritter der Artus-Tafelrunde, 17. Abwaschmittel, 18. Festkleidung, 19. ausgeflockter Niederschlag, 20. Stadt in Schweiz (UNO-Sitz), 21. Dichter der Aufklärung (gest. 1803), 22. Schmuckstein, 23. Ausstellungsgelände in Erfurt, 24. Nebenfluß der Donau, 25. Biene, 26. Nebenfluß der Rhône, 27. Fall, Vorkommnis, 28. Giftschlange, 29. russischer Heerführer (1745 – 1813), 30. Frauenname, 31. österreichischer Lyriker (gest. 1850), 32. Volk in der Sowjetunion, 33. Schandfleck, 34. Singvogel, 35. Gebärdenspiel, 36. Mittelhülse von Rädern, 37. altnordische Sagengestalt, 38. Stadt in Südfrankreich, 39. Hauptstadt des ehemaligen Neuassyrischen Reiches, 40. Tanzschritt, 41. Vorhaben, 42. Kartenglücksspiel, 43. deutscher Erzähler (gest. 1910), 44. Farbabstreicher an Druckmaschinen, 45. alte Tanzform, 46. Turnerabteilung, 47. marxistischer Literaturkritiker (gest. 1954), 48. Ausflug zu Pferde, 49. Leumund, 50. germanisches Schriftzeichen, 51. Knolle mancher Orchideen, 52. Gefäß zum Milchsäuern, 53. Riedgras, 54. chemisches Element, 55. Riemenwerk der Zugtiere, 56. Rennbooteiner, 57. Mineral, 58. Schubstange, 59. holländischer Maler (gest. 1679), 60. baumlose Ebene, 61. Wertloses, 62. kalkreicher Ton, 63. Stadt in Italien, 64. Fischfett, 65. Blutgefäß, 66. Echsenart.

Damespiel

Hoffnungsloses Endspiel

Alexander Schwarzman, der auch auf dem großen Brett zu den Spitzenspielern der UdSSR zählt, gewann auf dem kleinen, 64-Felder-Brett die vorjährige 46. Landesmeisterschaft in der estnischen Hauptstadt.

M. KISSELJOW (Riga) – A. SCHWARZMAN (Moskau), Tallinn '86: **1. ef4 ba5 2. gh4 fg5 3. h:f6 e:e3 4. f:d4 ab6 5. hg3 fe7 6. ab4 ba7 7. ba3 gf6 8. cb2 bc5** (nach langem Überlegen gespielt) **9. d:b6 a:c5 10. de3 fg5 11. ef2 gh4 12. ed4 c:e3 13. f:d4 h:f2 14. g:e3 hg5 15. dc5 gh4 16. ef4 hg7 17. cb6 gf6 18. fg5** (erzwungen) **18. ... hg3 19. ba7 f:h4 20. ab8** (Weiß erhält eine Dame; da sich Steine, die ein Umwandlungsfeld erreicht haben, automatisch nur in diese Figur verwandeln, wird das D, als Abkürzung für Dame, nicht mitgeschrieben) **20. ... gh2** (Schwarzman beweist einfach und überzeugend, daß das Endspiel für Weiß hoffnungslos ist:) **21. ba7 ef6 22. ag1 fg5 23. ga7 gf4 24. ag1 fg3 25. ga7 hg1 26. bc5 d:d2** („Damesprung geht vor" gibt es im internationalen Reglement nicht) **27. ab4 a:c3 28. b:d4 g:c5 29. a:c1 gf2 30. cf4 cb6 31. fg3 fg1 Weiß gab auf.**

Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Mutter Kriemhilds (Nibelungensage), 2. Verwandte, 3. Schnittholz, 4. Fell eines Haustiers, 5. melodische Linie, 6. feierlicher Brauch, 7. Begründer der Sowjetunion, 8. sportliche Schußwaffe, 9. Insel Griechenlands.

Von der Zahl nach links unten: 3. langgestreckter Karpfenfisch (südl. d. Alpen), 4. Zusammenstoß zweier Flächen, 5. Turnunterlage, 6. Leistung aus der Sozialversicherung, 7. großblütige Blume, 8. Baumaterial, 9. Zapfen, Kegel, 10. Unterkunft, 11. Münzeinheit in Japan.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Programmankündiger, 4. Bilderrätsel, 5. japanische Art waffenloser Selbstverteidigung, 7. Göttin des Ackerbaus (griech. Mythol.), 9. entengroßer Meeresvogel, 10. Schlußrunde, Endkampf.

Senkrecht: 1. Abendmusik, Ständchen, 3. Wüste im Norden Afrikas, 5. männliches Haustier, 6. Gerät zum Entfernungsmessen, 8. Pilgerstadt des Islam in Saudi-Arabien.

Verbundenes

Wird eine beliebte Leckerei mit einer Landschaftserhebung verbunden,
so ist eine Gefahr für die Schiffahrt gefunden.

Gereimtes

Wird eine Ablagevorrichtung auf den Kopf gestellt, ist der Raum gefunden, in dem sie aufgestellt.

Auflösungen aus Heft 10/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Flamme (48), Manometer (10), Alge (33), Samara (77), Telemeter (5), Omar (41), Blase (26), Horen (62), Bodetal (20), Regan (38), Ekel (13), Bann (1), Oleg (32), Stimme (73), Ataman (46), Sitte (59), Nele (8), Aperitif (40), Oberlauf (35), Elsa (71), Irene (23), Tatort (60), Sterne (65), Eder (46), Isba (4), Ebro (29), Ibsen (18), Bengale (55), Kerbe (63), Fluor (43), Olga (11), Ilsenburg (25), Arnika (76), Imst (31), Maskerade (15), Teiste (78).

Senkrecht: Fisch (6), Ammer (21), Marone (68), Elam (27), Metronom (45), Nelke (54), Mamba (14), Tata (66), Rore (36), Elle (3), Espe (24), Aba (52), Okapi (44), Ernst (9), Tagale (70), Gei (34), Komitee (50), Lena (67), Teller (47), Minus (12), Termin (57), Neffe (17), Sport (72), Trester (53), Epode (42), Altern (61), Fase (19), Reine (37), Nabob (74), Trilogie (30), Ras (64), Ball (7), Oboe (51), Bel (22), Ekarte (76), Ernte (16), Geusa (58), Reims (69), Etage (2), Film (39), Usus (49), Gast (28).

Füllrätsel: 1. Tanker, 2. Staupe, 3. Batate, 4. Mostar, 5. Peseta.

Magische Figur: 1. Eleganz, 2. Egalité, 3. Anstand, 4. Evans, 5. Anina.

Vorsetzrätsel: (P)ranke – (A)blage – (T)anker – (R)aster – (O)rakel – (N)orden – (E)karte – Patrone.

Rätselpyramide: 1. Ar, 2. Bar, 3. Rabe, 4. Berta, 5. Traber, 6. Bertram.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 8 (Heft 8/1989)

Waagerecht: 1. Balalaika, 6. Iljuschin, 10. Bon, 12. Lhasa, 13. Lomé, 15. Donau, 17. Kasus, 19. Skat, 23. Areg, 26. Amin, 27. Tamara, 29. Imam, 32. Nepal, 34. Dan, 36. Mali, 37. Sauna, 39. Ohm, 41. Nep, 43. Tee, 44. Erek, 46. Elan, 48. Lido, 50. Genre, 52. Turan, 53. Amiga, 56. Dunst, 58. Iesi, 59. Tram, 60. Arad, 62. Alm, 63. Hai, 65. Spa, 66. Rolle, 68. Emil, 72. Ter, 74. Leine, 75. Name, 76. Ulster, 78. Oboe, 79. Kalb, 82. René, 85. Elite, 86. Okapi, 89. Anat, 91. Tirol, 92. Ode; 93. Abend, 94. Lermontow, 95. Ehrenburg.

Senkrecht: 1. Balsa, 2. Liane, 3. Lias, 4. Ilja, 5. Abt, 6. Inland, 7. Ute, 8. Cid, 9. Ion, 11. Budapest, 14. Marne, 16. Olm, 17. Krim, 18. Seal, 20. Kupala, 21. Talon, 22. Eta, 24. Rose, 25. Gnu, 28. Aston, 30. Mate, 31. Miere, 33. Energie, 35. Antimon, 38. Akt, 40. Maar, 42. Aida, 45. Rest, 47. Anis, 49. Duden, 50. Glasunow, 51. Nimes, 54. Marion, 55. Aal, 57. Seim, 59. Taler, 61. Real, 64. Athen, 67. Lek, 68. Maniser, 70. Legende, 71. Ara, 73. Rostow, 77. Typ, 80. Aarau, 81. Belag, 83. Eber, 84. Eton, 87. Aue, 88. Ilm, 89. Ahn, 90. Ree.

Lösung: Der Tod des Beamten

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Robert Endter, Wernshausen, 6092

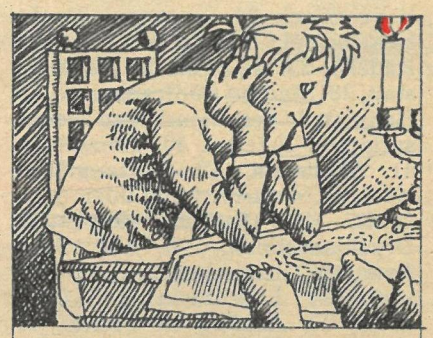
2. Preis:
75,– M Renate Krause, Bernau b. Berlin, 1280

3. Preis:
50,– M Isolde Freudenberg, Medingen, 8101

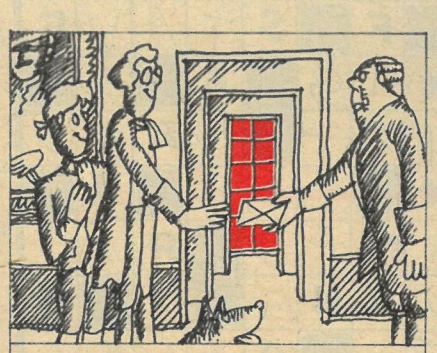
4.–8. Preis:
je 25,– M Manfred Schnabel, Zschopau, 9360; Paul Liedtke, Schwerin, 2793; Charlotte Vogt, Berlin, 1170; Manfred Lumpe, Gera, 6500; Adda Oldenburg, Gielow/Krs. Malchin, 2041.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

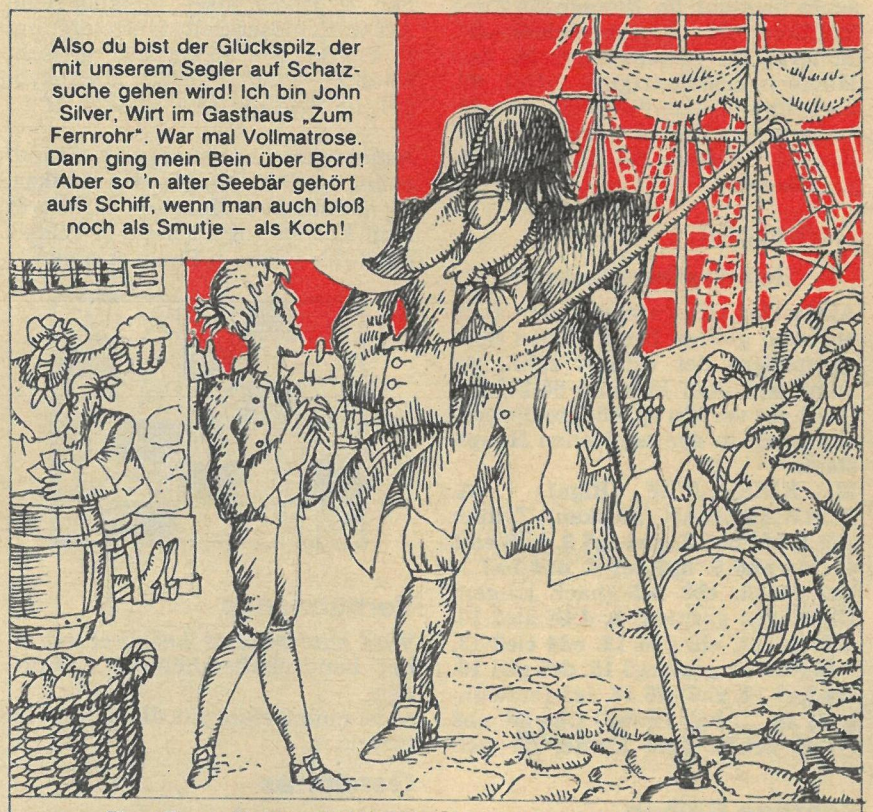
DIE ABFAHRT



1 Während der Friedensrichter in Bristol weilte, träumte Jim von künftigen See-Abenteuern.

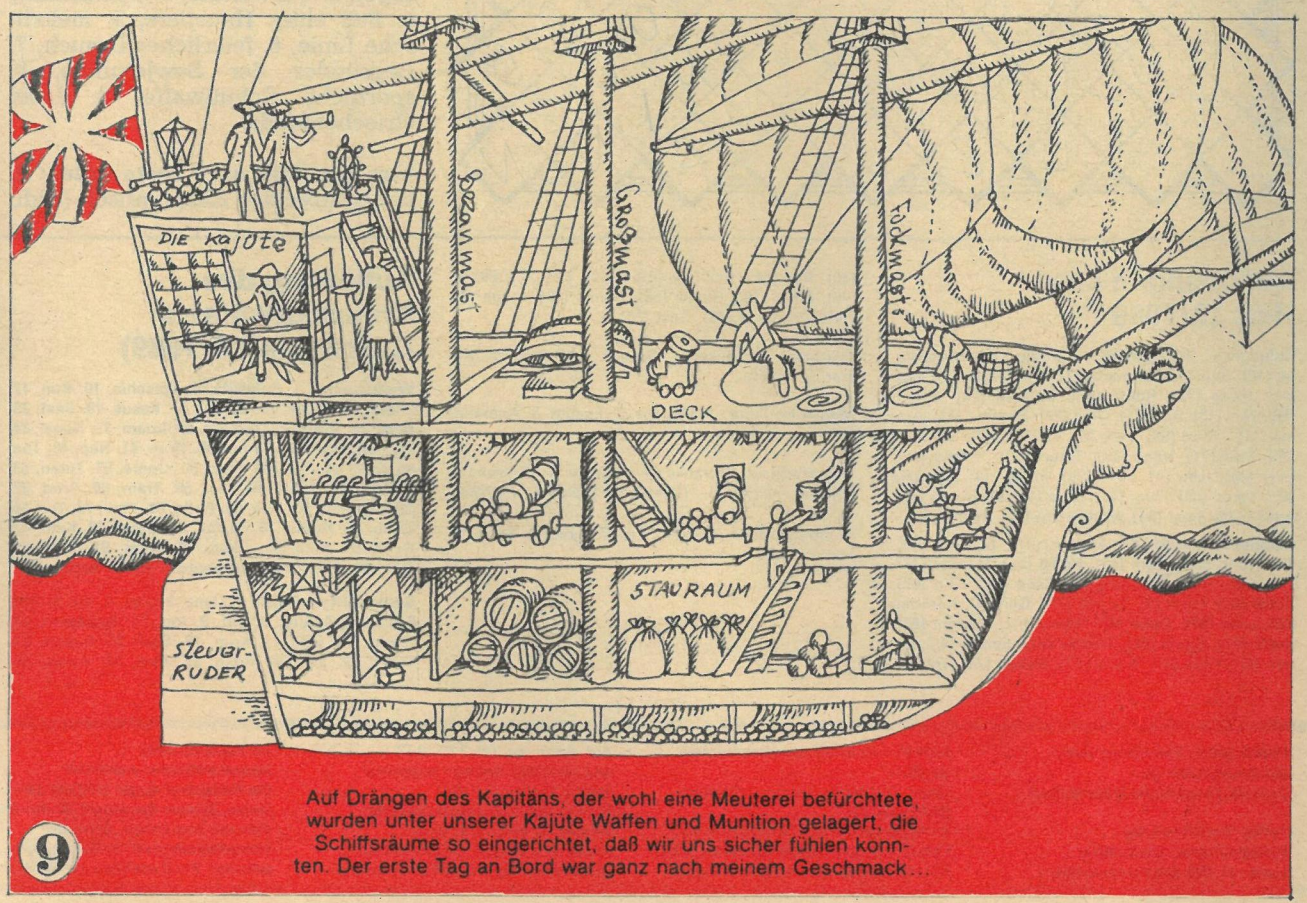


2 Nach endlosen Wochen kam endlich der ersehnte Brief von Squire Trelawney!



4 Einen Tag später marschierte ich schon mit dem Einbeinigen durchs Hafenviertel von Bristol! Die „Hispaniola" – ein herrliches Schiff! Ungeduldig zerrte sie an ihrer Ankerkette! Wollte hinaus aufs Meer – wie ich!

6 Reden wir gleich offen: Mir gefällt diese Fahrt nicht, mir gefällt die Besatzung nicht und mir gefällt auch nicht mein Offizier! Über das Schiff kann ich mich erst äußern, wenn ich es erprobt habe. Es wäre besser gewesen, Sie hätten mich beim Anheuern der Leute hinzugezogen!



Auf Drängen des Kapitäns, der wohl eine Meuterei befürchtete, wurden unter unserer Kajüte Waffen und Munition gelagert, die Schiffsräume so eingerichtet, daß wir uns sicher fühlen konnten. Der erste Tag an Bord war ganz nach meinem Geschmack...

Frei nach dem gleichnamigen Roman von R. L. Stevenson, gezeichnet von Andrej Nekrassow aus Moskau.

Bei der Deutschen Reichsbahn arbeiten etwa eine viertel Million Eisenbahnerinnen und Eisenbahner pünktlich und zuverlässig rund um die Uhr. Sie sorgen dafür, daß Schüler-, Berufs-, Reise- und Güterverkehr reibungslos rollen. Zur Bewältigung dieser Aufgaben benötigt die Deutsche Reichsbahn Facharbeiter der unterschiedlichsten Ausbildungsberufe, die alle Hand in Hand ihre Aufgaben lösen, um zur Erfüllung des Volkswirtschaftsplanes beizutragen.

Rangierleiter

Eine besondere Stellung nehmen im Streckennetz der Deutschen Reichsbahn die großen Rangierbahnhöfe ein. Ihre kontinuierliche Arbeit ist von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung. Hier sind Rangierleiter tätig, die maßgeblich an dem Auflösen und Bilden der Züge beteiligt sind. Rangiertechnische Anlagen wie z. B. moderne Gleisbremsen erleichtern ihnen dabei die Arbeit. Funksprechgeräte werden zur Übermittlung von Angaben und Aufträgen genutzt.
Von der Ausübung dieser verantwortungsvollen Tätigkeit hängen der sichere, pünktliche und wirtschaftliche Ablauf des Eisenbahntransports ab.
Die Tätigkeit als Rangierleiter erfordert Menschen mit solchen Eigenschaften wie Verantwortungsbewußtsein, Zuverlässigkeit und Reaktionsschnelligkeit. Es ist selbstverständlich, daß für den Einsatz ein gutes Seh- und Hörvermögen sowie die Farbtauglichkeit vorausgesetzt werden.
Nach erfolgreichem Abschluß der Ausbildung erfolgt der Einsatz als Rangierleiter auf einem Rangierbahnhof. Bei guten Leistungen und ausreichender Berufserfahrung ist die Qualifizierung zum Rangiermeister möglich. Als Leiter eines Kollektivs besteht dann die Möglichkeit, den übrigen Kollektivmitgliedern erworbenes Wissen und Können zu vermitteln.

Rangierer

Obwohl bei der Deutschen Reichsbahn die Arbeit auf den Rangierbahnhöfen zunehmend in einem höheren Grad mechanisiert und automatisiert wird, bleiben erforderliche manuelle Arbeiten zu verrichten. Diese führt der Rangierer im Auftrage des Rangierleiters durch. Es ist eine interessante Tätigkeit, bei der u. a.

- Güter- und Reisezugwagen auseinandergekuppelt bzw. zu Zügen zusammengestellt
- Rangiergeräte, wie Hemmschuhe, Radvorleger und Entkupplungsgabeln angewendet
- moderne Technik, wie Wegübergangssicherungsanlagen und Funksprechgeräte bedient

werden.

Der Rangierer besitzt technisch-organisatorische und technologische Kenntnisse im Rangierdienst sowie über die örtlichen Gegebenheiten des Bahnhofs und trägt damit zur betriebssicheren und termingerechten Ausführung der Rangierarbeiten bei.
Die Arbeit als Rangierer, z. B. im Freien unter allen Witterungsbedingungen, erfordert einsatzbereite und aufmerksame Menschen mit hoher Körpergewandtheit.
Nach Erlangung entsprechender Berufspraxis sowie nachgewiesener Einsatzbereitschaft und Disziplin ist die Qualifizierung zum Rangierleiter möglich.

Ein Beruf bei der Deutschen Reichsbahn

Ein Beruf mit Perspektive

Interessenten richten bitte ihre Anfragen und Bewerbungen an die Abteilungen Kader und Bildung der Reichsbahndirektionen.

Berlin	**Wilhelm-Pieck-Str. 142,**	**Berlin, 1054**	**Tel.:**	**4 92 15 67**
Cottbus	**Schillerstr. 21/22,**	**Cottbus, 7500**	**Tel.:**	**44 34 60**
Dresden	**Ammonstr. 8,**	**Dresden, 8010**	**Tel.:**	**4 61 34 80**
Erfurt	**Bahnhofstr. 23,**	**Erfurt, 5020**	**Tel.:**	**3 04 14**
Greifswald	**Johann-Stelling-Str. 30,**	**Greifswald, 2200**	**Tel.:**	**61 44 61**
Halle	**Ernst-Kamieth-Str. 2,**	**Halle, 4020**	**Tel.:**	**8 41 55 39**
Magdeburg	**Materlikstr. 1/10,**	**Mageburg, 3010**	**Tel.:**	**3 75 58 44**
Schwerin	**Herbert-Warnke-Str. 15/17,**	**Schwerin, 2700**	**Tel.:**	**82 54 49**

Für Schüler der POS besteht nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse die Möglichkeit des Lehrbeginns einer 2jährigen Ausbildung als Facharbeiter für Rangiertechnik.

Stellwerkswärter

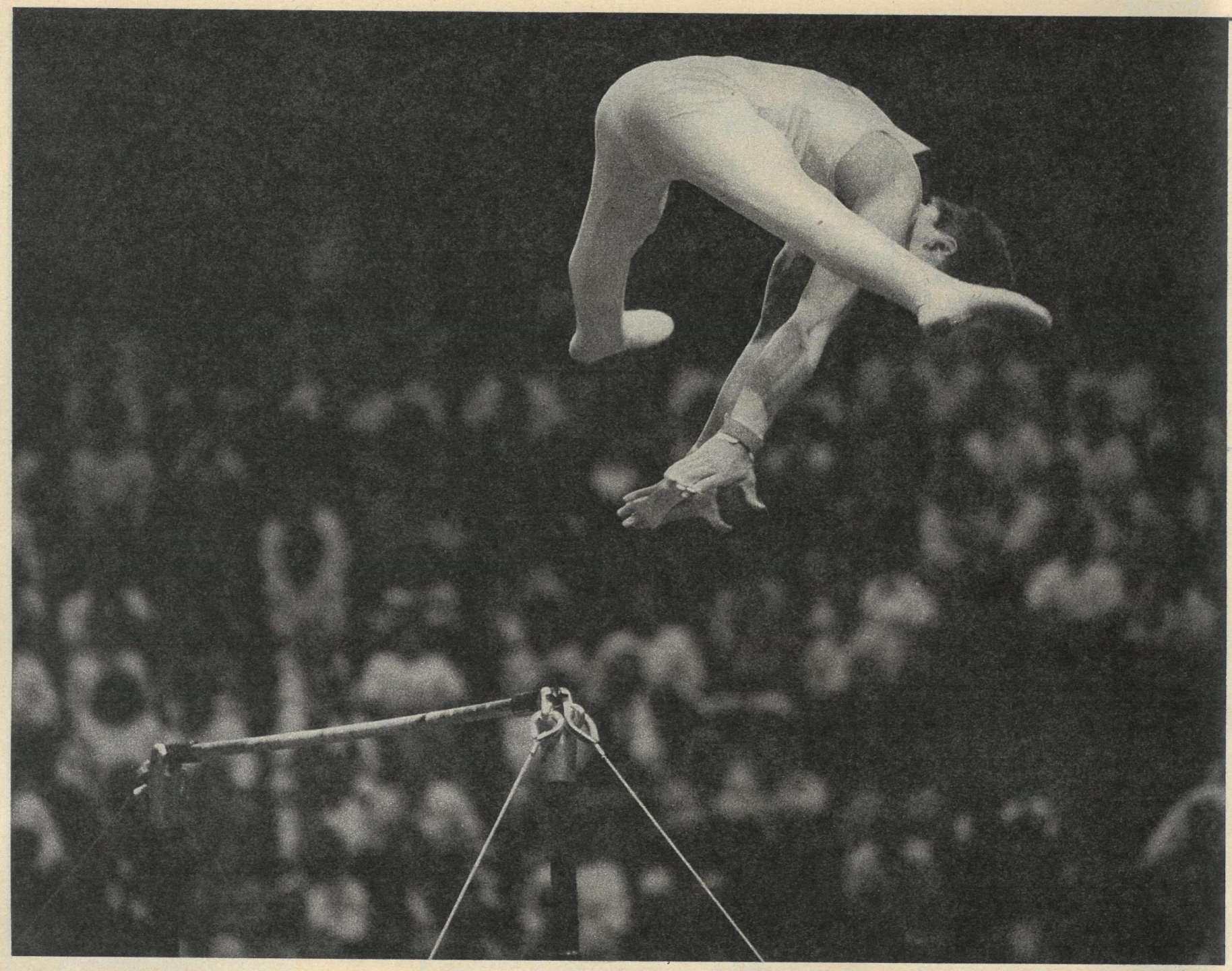
Eine interessante Tätigkeit verrichtet auch der Stellwerkswärter. Sein Arbeitsplatz ist das Stellwerk, welches es ermöglicht, daß Weichen und Signale von einer Stelle aus zentral bedient werden können. An allen Zug- und Rangierfahrten, die auf dem Bahnhof stattfinden, ist der Stellwerkswärter beteiligt. So hat der „Mann" auf dem Stellwerk entscheidenden Anteil daran, daß die Reisenden sicher und pünktlich ihr Fahrziel sowie die zu transportierenden Güter ohne Beschädigung und zeitgerecht ihre Empfänger im In- und Ausland erreichen.
Hohes Verantwortungsbewußtsein und Einhaltung der Dienstvorschriften sind wichtige Voraussetzungen für die von ihm zu lösenden Aufgaben. Mit einer disziplinierten Arbeitsausführung und unter Anwendung moderner Sicherungstechnik trägt der Stellwerkswärter zum guten Ansehen der Deutschen Reichsbahn bei. Dies ist eine erstrebenswerte Tätigkeit, welche aber auch ein vielseitiges geistiges Leistungsvermögen erfordert.
Ein solides Wissen über die betrieblichen Verhältnisse des Bahnhofs sowie die anzuwendenden Technologien zur Einhaltung des Fahrplanes befähigen den Stellwerkswärter, im Zusammenwirken mit anderen Eisenbahnern wichtige Aufgaben im Transportprozeß zu lösen.
Hohe Einsatzbereitschaft und gute Leistungen ermöglichen eine Ausbildung zum Fahrdienstleiter. Eine Perspektive für junge Menschen, die gewillt sind, mit ihrer verantwortungsbewußten Arbeit an der Lösung der an die Eisenbahn gestellten Anforderungen mitzuarbeiten.
Bei guten gesellschaftlichen und fachlichen Leistungen ist es möglich, an einer Fachschule und bei vorhandener Hochschulreife an der Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List" in Dresden ein Studium aufzunehmen, um die Qualifikation für eine leitende Tätigkeit bei der Deutschen Reichsbahn zu erlangen.
Schüler der Polytechnischen Oberschulen können sich für eine zweijährige Ausbildung als Facharbeiter für Eisenbahnbetrieb bewerben. Voraussetzung für den Lehrbeginn ist der erfolgreiche Abschluß der 10. Klasse.

Die Deutsche Reichsbahn bietet viel:

- gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit, Jahresprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien

Auskünfte erteilen auch die Leiter bzw. Kaderabteilungen der örtlichen Dienststellen der Deutschen Reichsbahn.

Reg.-Nr. 176/III/88



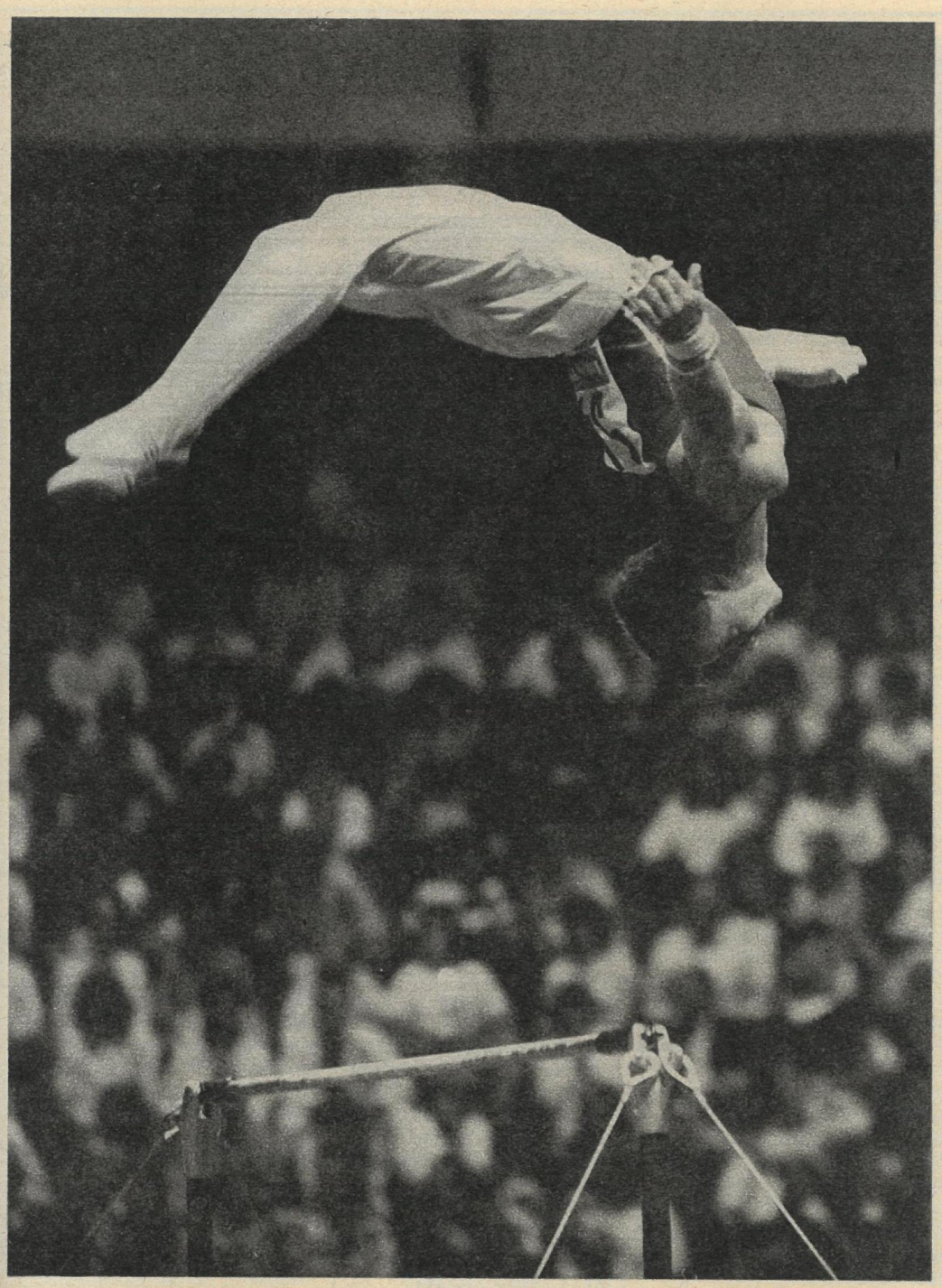
Salto (ohne) mortale

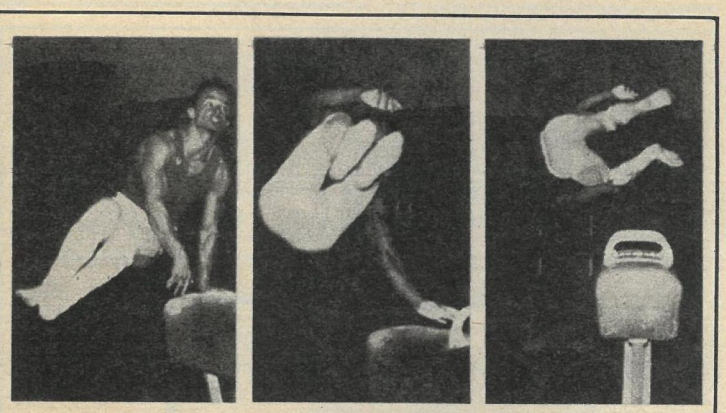
Der Salto ist bei weitem älter als das Turnen. Schon die Gaukler auf den Marktplätzen des Mittelalters beherrschten ihn, und so wird der Erfinder des „Salto mortale" – des sogenannten Todessprungs – wohl ewig anonym bleiben. Überliefert dagegen ist die erste wissenschaftliche Abhandlung über jenen Sprung mit einer Rotation um die Körperbreitenachse ohne stützenden Gebrauch der Hände, denn so etwas wiederum wäre ein Handstand-Überschlag. Archange Tuccaro hieß der Mann, der vor exakt 390 Jahren ein 400 Seiten starkes Buch mit den Titel „Drei Gespräche über die Kunst des Luftspringens" schrieb. Der italienische Akrobat, der ausgangs des 16. Jahrhunderts am Hof Heinrichs III. im Bodenturnen unterwies, schilderte darin anschaulich auch die verschiedenen Formen der Salti. Der ihm verliehene Ehrentitel „Saltarin" – Hofspringer – weist auf die Bedeutung des Wortes Salto hin. Sprung heißt das, nichts weiter.

Nun ist nicht alles gehupft wie gesprungen, was im modernen Turnen mittlerweile die Bezeichnung Salto trägt. Da gibt es den gehockten, gebückten, gestreckten, verzögerten und (neuerdings nicht mehr „in") den gespreizten. Den einfachen, den doppelten, den dreifachen, und es gibt Männer, die (am Boden) schon den vierfachen proben. Viele Salti aus diesem Sortiment sind kombiniert mit Drehungen um die Längsachse, Schrauben sagt man beim Wasserspringen dazu. Tuccaro, der Stammvater wissenschaftlicher Turnmethodiken, hätte seine helle Freude an all den Luftwirbel-Kreationen, die mittlerweile sämtliche Turngeräte bei den Herren und Damen des Metiers erobert haben. Pardon, bis auf eins – bis ausgerechnet auf jenes, das zur Tuccaro-Ära die engste Beziehung besitzt: das aus den Voltigierübungen entwickelte Pauschenpferd, auch Seitpferd oder Pferdseit genannt.

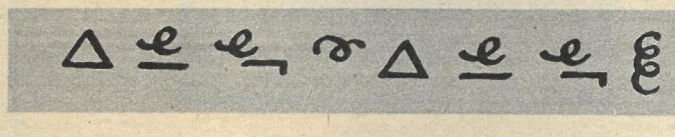
Dessen saltolose Stunden allerdings sind gezählt, denn im vergangenen Jahr nahm die Turnwelt mit Respekt zur Kenntnis, daß auch an diesem scheinbar ausschließlich für Kreisschwünge und Scherbewegungen prädestinierten Gerät der populäre Salto nicht auf ewig verbannt bleiben muß. Die Welturaufführung vor internationalem Publikum fand bei Olympia '88 in Soul statt, wo der relativ unbekannte US-Amerikaner Bruce Ringnald, Fünfunddreißigster des Mehrkampfes, seine Kür am Pferdende beherzt mit einem Salto rückwärts beschloß. Die neue Luftnummer auf dem Pferderücken verhalf ihm immerhin zu beachtlichen 9,7 und 9,8 Punkten in beiden Kürvorträgen. Eine bescheidenere Pflichtübung verhinderte sein Vordringen in das Gerätefinale.

Die Fachleute jedoch registrierten das Debüt mit Interesse, und in der internationalen Fachzeitschrift „World Gymnastics" erschien Ende 1988 sogar eine ganzseitige methodische Bastelanleitung zum Erlernen dieser unorthodoxen Abgangsvariante. Als „Testpilot" fungierte der Ungar Sandor Altorjai, Mitglied der WM-Riege von 1983. Daß der Salto-Prototyp am bislang einsam grasenden Pauschenpferd noch nicht in eine Serienproduktion mündete, hat seine Ursache in der Kompliziertheit des Bewegungsablaufs. Aus dem Kreisschwung müs-

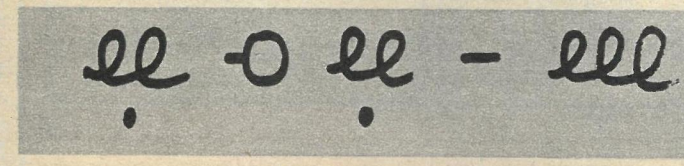




Nach Kreisflanken am Pauschenpferd-Ende Salto rückwärts gehockt: der Ungar Sandor Altorjai.



Made in GDR und schon weltweiter Export: Turn-Hieroglyphen, die vor allem von den Kampfrichtern und deren Assistenten aus dem Effeff beherrscht werden. Hier eine akrobatische Sprungreihe des DDR-Turners Sven Tippelt: Rondat – Flickflack – Salto rückwärts gestreckt und sofort anschließender Salto vorwärts in die Schrittstellung – Rondat – Flickflack – Salto rückwärts gestreckt mit zweifacher Körperlängsachsendrehung (doppelte Mühle) ...



... und Andreas Weckers „Flugschau" am Reck: Doppelsalto über die Stange („Kovacs") in den Hang – Riesenfelge rückwärts – erneut Doppelsalto über die Stange („Kovacs") in den Hang – als Abgang dreifacher Salto.

Bild links außen: Eine „Verrücktheit" am Reck, die nur Vitali Marinitsch (UdSSR) kann: aus der Riesenfelge rückwärts Kontersalto in den Kammgriffhang.

Bild links: Das macht Reck-Europameister Andreas Wecker als einziger Turner der Welt zweimal hintereinander: Doppelsalto rückwärts über die Stange in den Hang.

sen die Beine in einer vertikalen Linie über den Kopf geführt werden, und der Abdruck zum Saltoflug erfolgt mit den Händen, was in der Folge der Virtuosität zum Nachteil gereicht.

Die Experten stehen dieser Neuerung auch deshalb noch skeptisch gegenüber, da es äußerst schwierig ist, diesen Salto mit einer sichtbaren Flugphase und damit auch wirkungsvoll im turnästhetischen Sinne vorzuführen. Der neue, seit diesem Jahr gültige „Code de Pointage" (internationales Turn-Regelwerk) hat dazu auch noch deutlichere Festlegungen getroffen. „Der Ausführung wird jetzt noch größerer Wert beigemessen als bisher", begründete der Präsident des Technischen FIG-Komitees Karl-Heinz Zschocke (DDR) die strengeren Richtlinien. „Der Turner soll seinen Körper sicher beherrschen, und die Schwierigkeiten dürfen nicht zu Lasten der Ausführung gehen."

Im Artikel 20 des „Code de Pointage" ist das für alle Kampfrichter nachzulesen, und in diesem Zusammenhang werden rigoros auch solche Übungsvarianten mit Punktabzügen geahndet, die dem Charakter des jeweiligen Gerätes widersprechen. „Wir haben uns im Komitee zwei Jahre lang über die Spezifika des Turnens an den einzelnen Geräten unterhalten und haben nun festgelegt, was gerätetypisch ist und was nicht gestattet werden soll, denn wir sind ja nun mal kein Zirkus", sagt Zschocke. Er räumt allerdings ein, daß die Föderation auch hin und wieder ein Auge zudrückt, um der Entwicklung des Turnens notwendige Spielräume zu lassen. Der Salto rückwärts am Pauschenpferd wird derzeit also von dieser Warte aus gesehen und mehr toleriert als respektiert. Ob demnächst ein Reiter sich spornt, um diesem unerwarteten Clou am Seitpferd Geltung zu verschaffen, wird die Zukunft zeigen.

★

Andere Salto-Schöpfungen haben es da bedeutend einfacher, sich die Anerkennung des Publikums wie der Fachleute zu verschaffen. Und erfreulicherweise sind es DDR-Turner, die in jüngster Vergangenheit mit aufsehenerregenden Darbietungen Furore machten. Der Berliner Andreas Wecker riskierte vergangenes Jahr als erster Turner der Welt zwei Kovacs-Salti in einer Reckübung – das sind zwei Doppelsalti rückwärts über die Reckstange hinweg zum erneuten Hang am Gerät. Eine Attraktion, die dem erst Neunzehnjährigen unlängst in der Stockholmer Globe-Arena Europameisterschafts-Gold bescherte. Sein Auswahl-Mitstreiter Holger Behrendt aus Potsdam wiederum ist der einzige Wagemutige, der diesen „Kovacs" direkt mit dem Deltschew-Salto, einem anderen komplizierten Flugelement, verbindet.

Und da aller guten Dinge drei sind: Die neueste Erfindung präsentierte bei einem sogenannten „Knüller"-Wettbewerb in Falkensee der junge Potsdamer Enrico Ambros, der dafür sogar einen Ehrenpreis erhielt: Kovacs-Salto am Reck mit gestrecktem Körper! Die Weltpremiere dieses atemberaubenden Kunststücks, nur anerkannt innerhalb einer vollständigen Übung bei einem internationalen Auftritt, steht für den Zwanzigjährigen allerdings noch aus.

★

Die rund 400 Jahre zwischen Tuccaros Wirken und der Kreativität heutiger Aktiver, Trainer und Methodiker haben den Variationsreichtum des turnerischen Grundbausteins Salto fast vollständig erschlossen, und dies nun erst recht, seit Ringnald und Altorjai vorgeführt haben, daß sich sogar das Pauschenpferd nicht mehr dagegen sträubt. Weiteren Einfällen sind Grenzen gesetzt, wenn man einmal davon absieht, daß eines Tages aus der sowjetischen Turnschule der vierfache Salto am Boden kommen soll. Wie dem auch sei und was auch noch alles auf uns zukommen mag: Der gute alte Salto beschäftigt nach wie vor die Gemüter in den Turnhallen rund um die Welt. Gut dabei ist, daß sich das Turnen von heute gegenüber dem Tuccaro des Mittelalters in einer Sache im Vorteil befindet: Man muß sich nicht mehr das Verdachts erwehren, „Springen" sei eine teuflische Kunst.

Andreas Götze

Fotos: ADN-ZB/Kluge (2), „World Gymnastics" (3)

1

2

3

BRIEFMARKEN-GALERIE

4

5

Per Rad auf Draht

Das Fahrrad im Markenbild ist nicht so selten anzutreffen, wie allgemein angenommen wird. Doch wie hat es eigentlich begonnen? Anfangs tauchte es als Kennzeichen schneller Postbeförderung auf, als spezielle Briefmarke, Eilboten-Briefbeförderungs-Sujet. Dies macht eine Briefmarke aus den USA für die Eilboten-Postbeförderung (1902) deutlich: Ein Postbote mit Fahrrad. Dieses Motiv zeigen auch die bulgarische Serie „Postdienst" von 1939 und eine jüngst in San Marino erschienene Marke. Eine fünfteilige tschechoslowakische Ausgabe von 1979 stand unter dem Motto der historischen Entwicklung des Fahrrads. Sie zeigt Holzrad und Laufmaschine mit Tretkurbel (Abb. 2), Hoch- und Dreirad (Abb. 1), das Veloziped von 1870, den Tourismus per Rad um 1910 mit dem sogenannten „Sicherheitsfahrrad" und schließlich moderne Fahrräder von 1978. Eine mongolische Serie aus den siebziger Jahren erinnert an die Anfänge des hölzernen Laufrads mit dem „Knochenrüttler" des Forstmeisters Freiherr von Drais aus dem Jahre 1817. Das Thema „Fahrrad und Sport" hat sich inzwischen zum umfangreichsten thematischen Gebiet herausgebildet. Vor allem zur Friedensfahrt erschienen in der DDR (Abb. 5), ČSSR, Polen und UdSSR Sonderbriefmarken, und vielfach wurden an Etappenorten postalische Sonderstempel eingesetzt. Zu Länderrundfahrten wie der Tour de France, zu Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen (Abb. 4) – das Rad ist als Motiv sportlicher Wettkämpfe oft vertreten. Eine britische Serie (1978), die dem 100jährigen Bestehen des Radfahrer-Clubs gewidmet war, macht den Wandel des Fahrrads innerhalb eines Jahrhunderts sichtbar. So begegnen uns das Hochrad des 19. Jahrhunderts, Damen- und Herrenrad, wie sie um 1920 typisch waren (Abb. 3), Alltagsräder und Rennräder. Andere Länder wie die Niederlande, Dänemark und Schweden propagieren das Radwandern als Tip zur Gesunderhaltung. So rundet sich die Geschichte des Fahrrads und des Radfahrens für den Sammler. Es bleibt noch zu erwähnen, daß im Lexikon Philatelie (transpress-Verlag) das Stichwort RADFAHRPOST enthalten ist. Solche besondere Privatpostbeförderung gab es u. a. in den USA im Juli 1894 zwischen den Städten Fresno und San Francisco über nahezu 400 km während eines Streiks der kalifornischen Eisenbahner. Als Organisator der Streikbrecheraktion gilt ein Vertreter der Victor-Fahrradfabrik in Fresno.

Henri Hamann

Sie fragen wir antworten

Bau an einem Riesenspeicher?

Kürzlich hörte ich, die DDR baut einen riesigen Untergrundspeicher für Erdgas in der Sowjetunion mit auf bzw. aus. Ich möchte gern mehr darüber wissen.

Jörg Oeser, Mülsen St. Niclas

Es stimmt, was sie gehört haben. Kollektive des VEB Untergrundspeicher und Gasanlagenbau, Stammbetrieb des DDR-Kombinates in Mittenwalde, sind am Ausbau eines der größten Untergrundspeicher Europas in der Ukraine bei Stryj im Gebiet Lwow beteiligt. Die Arbeiten erfolgen auf der Grundlage des Abkommens der DDR mit der UdSSR zur Erschließung von Gaslagerstätten und dem Bau von Großrohrleitungen mit dazugehörigen Verdichterstationen bzw. Nachfolgeeinrichtungen. Als Spezialisten für das Speichern gasförmiger und flüssiger Medien, das eine ökonomische Versorgung der Verbraucher gewährleistet, errichten sie in diesem Falle eine komplette Anlage über Tage. Der erste Spatenstich erfolgte 1984 an einem Gassammelpunkt. Nach dem Endausbau faßt der Speicher – eine ehemalige natürliche Gaslagerstätte – mehrere Milliarden Kubikmeter Erdgas. Inzwischen haben die Kollektive drei Gassammelpunkte und drei Nachverdichterstationen gebaut. Gleichzeitig verlegten sie dazu die erforderlichen Sondenleitungen mit einem Durchmesser zwischen 150 und 1400 Millimetern – jährlich zirka 70 Kilometer. 1988 begann der Betrieb eine Basis für Sondenreparaturen zu errichten. Sie wird in diesem Jahr fertiggestellt. In den nächsten Jahren kommen noch weitere zwei Gassammelpunkte und zwei Nachverdichterstationen hinzu. Einen guten Namen bei den sowjetischen Partnern haben die Rationalisatoren des DDR-Betriebes. Sie knobelten aus, wie das Isolieren der Rohre von Hand – eine zeitaufwendige und körperlich schwere Arbeit – maschinell erfolgen kann. Das Ergebnis ist eine den spezifischen Bedingungen der Baustelle angepaßte Rohrisolieranlage. Mit ihr werden heute nicht nur die Rohre aus unserem Land, sondern alle von den verschiedenen Gewerken am Objekt verwendeten Rohre isoliert.

Hans Häber

„Dicke Tante Litfaß weiß Bescheid ..."

Ein Foto aus ihrem Lehrerleben schickte uns Herta Rech, Woltersdorf:

Diese Litfaßsäule, von meinem Mann und mir in einer Tischlerwerkstatt bereits im Sommer 1949 gebaut, zeigte sich lange Zeit in den Pausen oder nach Schulschluß immer dicht umlagert, denn hier wurden Termine, Meinungen und Berichte bekanntgegeben. Für mich als junge Lehrerin eine schöne, aber auch schwere Zeit. Neben der Arbeit in der Schule mußten wir uns ja selbst bilden. Oft waren wir den Schülern im Wissen nur um eine Stunde voraus. Mein Gehalt reichte damals gerade für ein Zweipfundbrot auf dem Schwarzmarkt.

Bühnenbilder

So war es richtig in Folge 6 (Der blaue Boll): Die Barlach-Gedenkstätte befindet sich in Güstrow. Es gewannen: 100 M – Evelyn Thom, Berlin; 75 M – Bernd Blankenstein, Greifswald; je 50 M – Günter Poehlke, Magdeburg; R. Hantke, Riesa; Lieselotte Luda, Tschernitz.

Schlicht und schön

In dieser Stadt habe ich als Studentin Barlachs Werke kennen, verstehen und lieben gelernt.

A. Christahl, Hennigsdorf

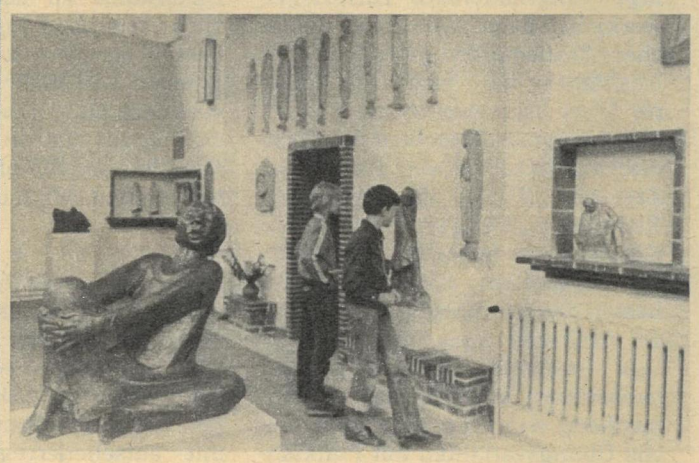
In unserem Magdeburger Dom befindet sich auch eine Skulptur von Ernst Barlach.

G. Hermes, Magdeburg

Seine Figuren sind so aussagekräftig und in ihrer Schlichtheit so schön, daß sie mir sehr gefallen.

A. Bobrowski, Krackow

Das Foto zeigt die Ausstellung im Atelierhaus am Heidberg – im Vordergrund „Der singende Mann", Zink, 1928



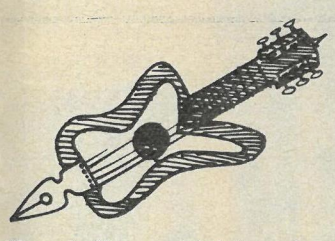
Wer schreibt uns?

Piters Wojtulanis, 21 Jahre alt, Interesse: Rockgruppen und deren Musik. UdSSR, Belorussische SSR, 230 027 St. Grodno, ul. Sow. Pogranitschnikow d. 104, kw. 20

Alexander Butakow, 28 Jahre alt, wünscht Briefwechsel in deutscher und russischer Sprache. Interessen: Literatur, Reisen, Auto, Sprachen. UdSSR, 454 135 Tscheljabinsk, ul. Kopejskoje schosse 39–79

Linas Medelianskas, 25 Jahre alt, wünscht Briefwechsel in deutsch oder russisch. Hobbys: Fotografie, Sport, Malerei, moderne Musik. UdSSR, Litauische SSR, 232 055 Vilnius, Juratisstr. 6–2

Swetlana Parish, 22 Jahre alt, abgeschlossenes Hochschulstudium in Deutsch und Englisch, Interessen: Musik, Literatur, Sprachen. UdSSR 443 087 Kuibyschew-87, ab. jaschtschik 6560



Rungis Ilwars, 19 Jahre alt, Student an der Landwirtschaftlichen Akademie, Hobbys: Rockmusik und Sport. UdSSR, Lettische SSR, Tukuma raj., 229 813 Engures c. „Ezernieki"

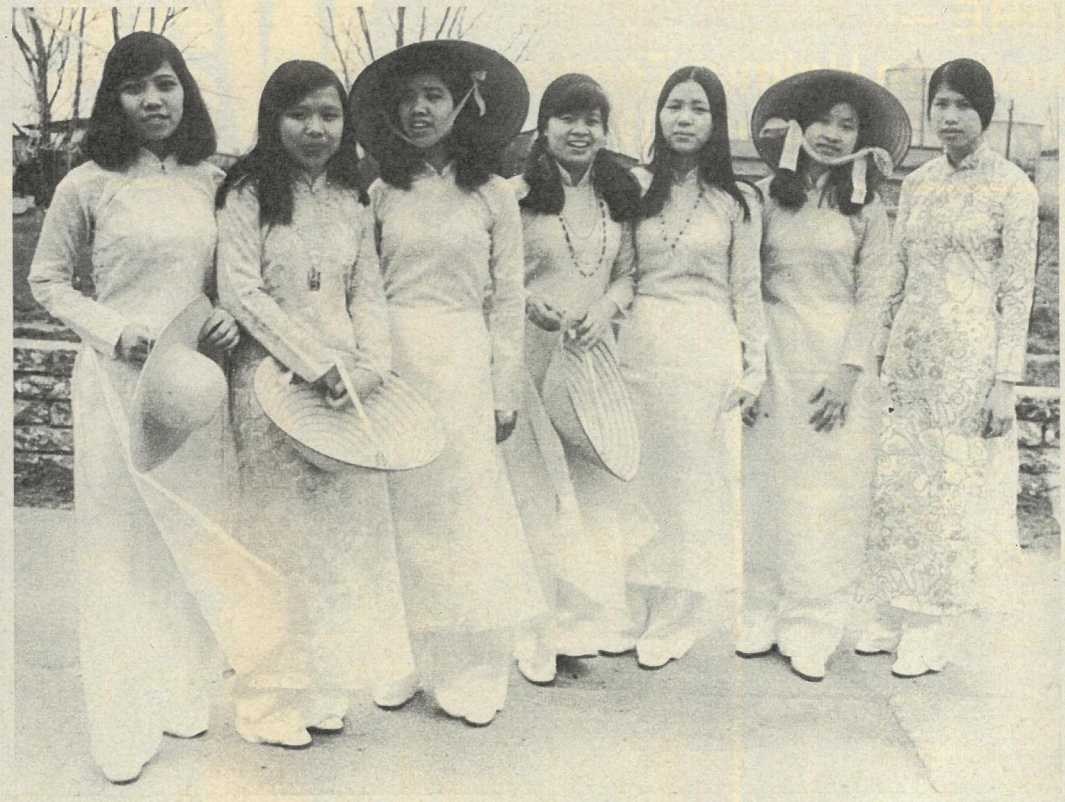
Preisfrage

Heft 11/89

Wie heißt die Frucht, die dort, wo sie wächst, auch als „grüne Butter" bezeichnet wird?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 14/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 21. Juni 1989. Auflösung von Heft 8/89: Schüttgutfrachter. Wir gratulieren Walter Tanz, Görlitz.

Redaktion: Helga Bengtson, Ingrid Buchholz; Fotos: Reinhardt Höhn, privat, Archiv; Vignette: Martin Kotsch



Unterm Reisstrohhut

Diese vietnamesischen Mädchen in ihrer selbstgeschneiderten Festtracht fotografierte ich 1987. Als damaliges Mitglied der Frauenkommission des VEB Robotron Vertrieb Berlin, Werk Stralsund, war ich oft mit ihnen zusammen. Sie erlernten in unserem Werk den Beruf eines Wartungsmechanikers für Datenverarbeitungs- und Büromaschinen. Das Foto erinnert mich an so manche schöne Stunde – Gespräche, lustige Begebenheiten und gemeinsame Essen köstlicher Nationalgerichte –, wobei ich vieles über ihr Land und ihre Liebe zur Heimat erfuhr. Sie alle waren fleißig und stehen nun zu Hause sicher „ihren Mann".

Renate Erdmann, Stralsund

Schauerleute und Schiffe

„Packen wir's an, zahlt sich's aus!" – sehr aussagekräftig (FW 8/89). Die Autoren haben Lob verdient, denn sie beschreiben und zeigen nicht nur die schwere Arbeit der Schauerleute, sondern auch den Hafen von Odessa, überhaupt die ganze Organisation.

Susanna Ronniger, Potsdam

Seit unser Sohn bei der Volksmarine dient, interessiert uns eigentlich alles, was mit der Seefahrt zusammenhängt. Sehr beeindruckend, was die Reedereien der sowjetischen Schwarzmeerflotte so bewegen!

Familie Pellegrini, Dresden

Diesmal mußte man fast die ganze Zeitung lesen, um die Lösung der Leserforum-Preisfrage zu finden. Dabei stieß ich auf viele interessante Artikel, zum Beispiel „Erfahrung Morelia" und „Wenn das Eis brennt". Bisher wußte ich nicht, was sich hinter dem Begriff Bulker verbirgt.

Traudel Seidel, Meerane

Durch das Lesen der betreffenden Beiträge erfährt man immer viel Interessantes und kann Lücken im Allgemeinwissen schließen. So auch diesmal.

Annemarie Schmidt, Magdeburg

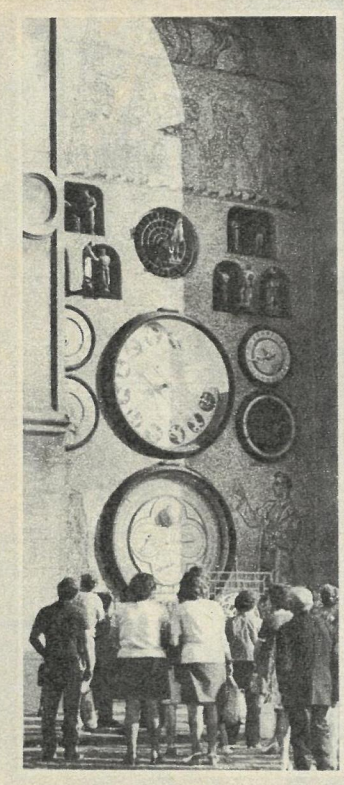
Der Begriff „Bulker" ist abgeleitet von „Bulkcarrier", der international üblichen Bezeichnung für Massengutfrachtschiff aus dem Englischen.

Die Redaktion

Legendäre Fahne

Der Beitrag „Das überlistete Alter" (FW 7/89) erinnerte mich an meine Begegnungen mit der Fahne von Kriwoi Rog: Am Morgen des 3. Juli 1945 zogen die Truppen der Roten Armee in Gerbstedt ein. Eine Gruppe von Arbeitern kam uns entgegen. Voran ging eine ältere, grauhaarige Frau mit jungen Augen, neben ihr ein Mann gleichen Alters mit abgezehrtem Gesicht, im gestreiften Kittel eines KZ-Häftlings. (Später erfuhr ich, daß es Minna und Otto Brosowski waren.) Sie trugen eine Fahne, auf deren rotem Tuch ich Worte in deutscher und ukrainischer Sprache erkannte. Im Jahre 1968, als ich Eisleben besuchte, sah ich die Fahne im Freundschaftskabinett des Mansfeld-Kombinats wieder. Und beim dritten Mal, im August 1978, hatte sie einen Ehrenplatz im Berliner Museum für Deutsche Geschichte.

Wladimir Gall, Moskau



Schau-Uhr

Daß Prag eine Reise wert ist, wer wollte Ihnen da widersprechen („An der Moldau – Frühlingsgewühle", FW 9/89). Und wer kennt nicht die Aposteluhr am Altstädter Ring! Doch ich behaupte, die ČSSR hat außer ihrer Hauptstadt noch viele lohnende Ziele – zum Beispiel die astronomische Uhr in Olomouc (Foto links).

Reinhardt Höhn, Zeesen

Die Toten mahnen

Eure Serie über das KZ Sachsenhausen von dem Kommunisten Harry Naujoks (FW 5-8/89) hat mich tief beeindruckt und erschüttert. Obwohl ich schon sehr viel über Ereignisse in faschistischen Konzentrationslagern gelesen und gesehen habe, berühren mich solche Berichte immer wieder. Gerade jetzt ist es wichtig, besonders unserer Jugend vor Augen zu halten, was Faschismus bedeutet. Mit großem Unbehagen verfolge ich den Stimmenzuwachs der „Republikaner" in der BRD und versuche, meinen Schülern auf entsprechende Fragen eine Antwort zu geben. Erinnert uns das nicht an 1933?

Anita Volksdorf, Güstrow

Ihr mehrteiliger Bericht zeigte, welch hohem Risiko sich Mitgefangene tagtäglich aussetzten, um die Lagerbedingungen erträglicher zu gestalten. Ich mußte dabei an den Häftlingsaufstand von Mülsen St. Micheln (Kreis Zwickau-Land) im Jahre 1944 denken. Um den unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen dieses Außenlagers vom KZ Flossenbürg zu entkommen, sahen die Lagerinsassen nur einen Ausweg. Sie legten Brände in den Kellerräumen unter der Werkhalle, um die SS-Wachmannschaft zum Öffnen der Stahltüren zu bewegen. Doch statt zu öffnen, schossen diese in das in Flammen stehende Schlaflager der Häftlinge. Erst als das in der Nähe liegende Rüstungswerk in Gefahr geriet, wurde Alarm gegeben. Heute erinnert in Mülsen St. Micheln ein Ehrenmal an die 198 lebendigen Leibes verbrannten Opfer.

Herbert Franke, Mülsen St. Jacob

Unsere Hundertschaft trägt den Ehrennamen „Wilhelm Hollein". Er war ehemaliger „Sachsenhausener" und arbeitete in einer Versorgungsbrigade für die SS-Kantine. Wie er erzählte, waren unter ihnen auch Feinmechaniker für optische Geräte, die die Fotoapparate der SS-Leute reparieren mußten. Mit den instand gesetzten Kameras wurden dann solche Aufnahmen gemacht, wie sie in Teil 3 Eurer Serie abgebildet sind.

Jörg Albrecht, Magdeburg

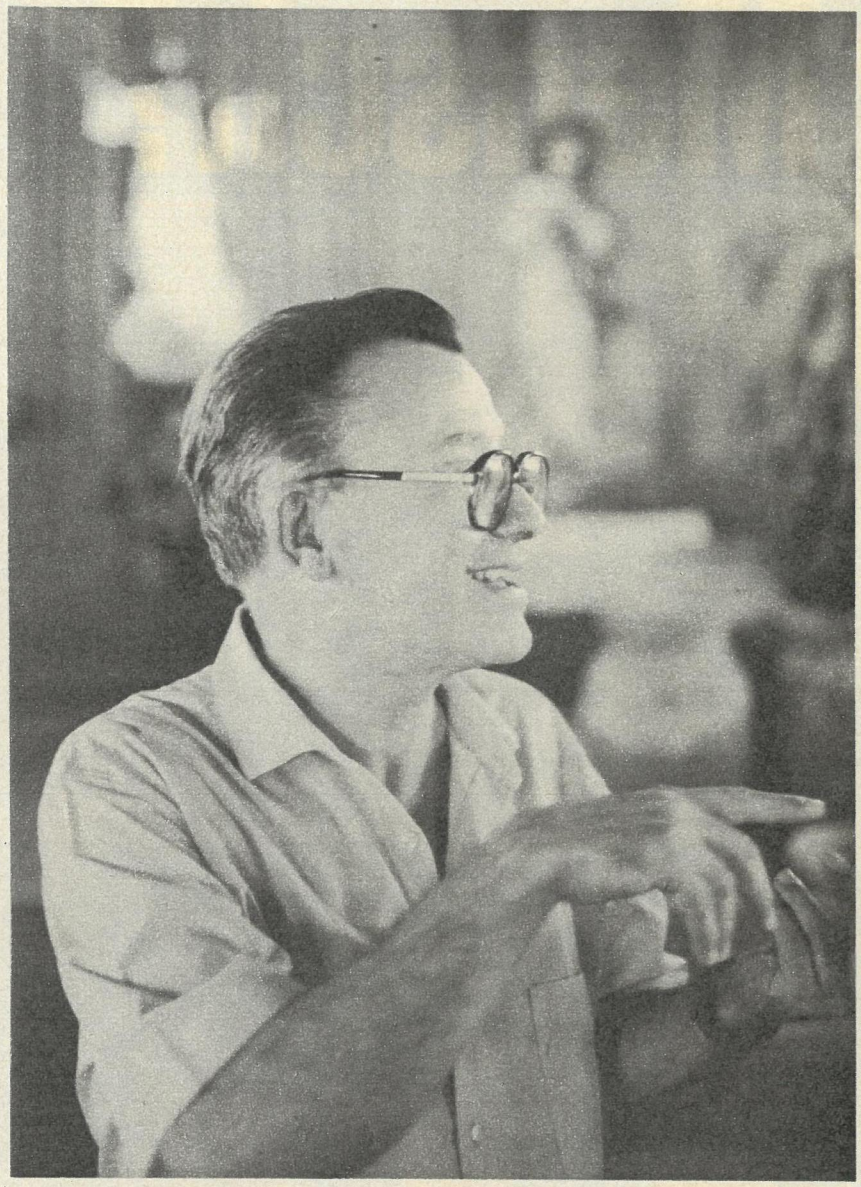
NIKARAGUA LIBRE –
Ein Reisetagebuch von Helmut Zemke
mit Fotos von Detlev Steinberg (IV)

Was aber

An diesem Sommersonntag im Oktober lärmen die blau-schwarz gefiederten Zanate-Vögel ganz besonders heftig in den Kronen der Gummibäume in Managua. Sie feiern Hochzeit. Sie begrüßen auf ihre Weise den trockenen, heißen, früchtereichen Sommer, der jetzt beginnt und bis April währt. Der Zanates melodisches Pfeifen hat ihnen den Beinamen Clarinero eingetragen. Zahlreich, unabhängig und zutraulich wie unsere Spatzen und wie diese die Proletarier unter den Vögeln Nikaraguas, gelten sie im Lande für die Boten einer besseren Zeit. Sie sind ein Symbol der Hoffnungen eines befreiten Volkes. Der jüngste mittelamerikanische Gipfel, die vielfältigen Bemühungen, den Contrakrieg zu beenden, haben diese Hoffnungen bestärkt. An jenem Sonntag – unser Spaziergang beginnt an der Carretera Norte – wollten wir erfahren, was den Menschen hier wichtig ist...

Fotos: Beim Tortilla-Bäcker in Managua und auf dem Mercado.

braucht der Mensch?



Pater Carlos Fernandez betreut als Geistlicher eine Gemeinde in einem Armenviertel von Managua, wo er bestrebt ist, die Prinzipien des Evangeliums zu verwirklichen.

Was aber braucht der Mensch?

1. Merkur mit leeren Händen

Nicht weit von der Carretera Norte (einer der Hauptstraßen Managuas) liegt der Mercado „Roberto Huembes". Hier, wie auf den anderen, über das Stadtgebiet verteilten Märkten, gerät der Fremde leicht in Versuchung, von der Fülle des Angebots auf einen beträchtlichen Lebensstandard zu schließen. Die Pyramiden von Orangen, Pampelmusen und Mangofrüchten, von Zitronen, Bananen und Ananas, die Berge von Tomaten, Gurken und Auberginen verdecken nicht den Mangel an Rind- oder Schweinefleisch. Freilich bieten die Fischstände mit See- und Flußfischen, Krabben, Hummern, Langusten und Muscheln einen gewissen Ausgleich auf dem Speisezettel, aber auch hier klettern die Preise schneller als der Verdienst, der im Durchschnitt bei etwa umgerechnet 50 Mark monatlich liegt. Das Jahr '88 hält mit offiziell 5000 Prozent Inflationsrate einen traurigen Rekord. Noch vor wenigen Tagen tauschten wir einen Dollar gegen 550 Cordoba. Inzwischen beträgt das Verhältnis 1:1500, und ein Ende ist nicht abzusehen. Mit dieser Talfahrt halten die Löhne und Gehälter nicht Schritt. Staatlich festgesetzte Richt- und Höchstpreise, ohnehin ständig steigend, werden durch überhöhte, ja phantastische Forderungen privater Händler noch hinaufgetrieben. Kein Wunder, daß viele auf ihren Schätzen sitzenbleiben oder nicht den Gewinn erzielen, den sie sich versprochen haben. Aber es hat den Anschein, als mache es ihnen nichts aus; für sie ist der Markt die ideale Sphäre der Kommunikation. In enger Tuchfühlung mit dem Nachbarn, durch die hin- und herflitzenden Kinder ständig mit neuesten merkantilen Nachrichten versorgt, vollzieht sich ihr Leben auf dem Markt. Manch einer hat seine ganze Familie um sich versammelt; die Frau verkauft Schuhe, die Tochter jede Art von Bekleidung, die Kinder bieten Süßigkeiten an oder in Zellophanbeutel verpackte Kochbananen. Einer der Jungen hat sein Konfekt auf einem Brett ausgebreitet, hockt da und taxiert die potentiellen Käufer unter den zahllosen Schaulustigen; ich beobachte ihn schon eine Weile, ohne daß er mich bemerkt. Aber plötzlich rafft er blitzschnell seine süßen Sachen zusammen und verschwindet in der Menge; hat er mich etwa für einen staatlichen Marktinspektor gehalten? Die vom Ministerium für Binnenhandel eingesetzten Inspektoren sind wachsam und ahnden jeden Verstoß gegen die Preisvorschriften, aber die Wucherer sind es auch. Schwarzmärkte sind ambulant, sie bilden sich wie Wasserpfützen zwischen Legalität und Illegalität. Gemüse und Obst werden von den Hausfrauen meist nur stückweise erhandelt; begehrt ist das Fruchtfleisch der Aguacate, das auch als „grüne Butter" verwendet wird. An den Schildkröteneiern oder am Gürteltierfleisch, teuren Delikatessen der nikaraguanischen Küche, gehen die meisten nicht ohne Bedauern vorbei. Gute Geschäfte machen die Friseure, ihre Barberias sind nie ohne Kunden, obgleich die Armen zumeist nur Zaungäste sind. Den schnellsten Umsatz haben die Zeitungsverkäufer, die hier die stockkonservative „La Prensa", die revolutionäre „Barricada" oder den „Nuevo Diario" mit traumwandlerischem Spürsinn immer dem richtigen Kunden entgegenhalten.

Im gepflegteren Ladentrakt des Mercado werden kostspielige Industriegüter angeboten, japanische Kassettenrecorder, Fernsehgeräte und Möbel, italienische Schuhe und Kosmetika – im Unterschied zum übrigen Markt empfängt uns hier gähnende Leere. Dieser Teil des Marktes zeigt die kritische Wirtschaftssituation des Landes am deutlichsten: Fast alle Waren hier sind teure Importe und für die werktätige Bevölkerung unerschwinglich. Dennoch nimmt die Mehrheit den schwierigen Alltag, die rasende Geldentwertung, den Mangel an allem beinahe wie ein Fatum hin. Irgendwann hatte die Angst und das Elend unter dem Somozaregime ein Ende; auch der aufgezwungene Krieg und die Wirtschaftsblockade der USA, so hofft man, haben die längste Zeit gedauert.

2. Lasset die Kindlein zu mir kommen!

Auf der Straße wartet Orlando mit seinem Toyota. „In dem Viertel, in dem ich wohne", sagt er, „gibt es die Kirche ‚Monseñore Leszcano y Ortega', sie spielt eine wichtige Rolle in unserem Barrio."

Aus dem weit geöffneten Portal summt es wie aus einem Bienenhaus. In der vom ersten Erzbischof von Managua Ms. Leszcano ehemals geweihten Kirche geht es sehr munter zu. Hier haben die Kinder das Prä – sie bestimmen den Gang der Handlung. Soeben steigt ein kaffeebrauner Knirps dem rötlichblonden Padre, der wie ein Ire aussieht, aber ein Spanier ist, auf die Schulter. Unter lautem He und Hallo reitet das Knäblein stolz durch die Reihen, die wenigen Erwachsenen schauen dem Spektakel belustigt zu. Erst gestern waren wir in einer Kirche mit gepolstertem Gestühl, mit einem roten Teppich ausgelegt. Die kalte Pracht des Altars, die unnahbare Alabaster-Madonna, die abgezirkelten Gebärden des Rituals, die zugeknöpften Gesichter der sichtlich gutgekleideten Damen und Herren verrieten uns, daß wir es mit starrer Konvention und Reichtum zu tun hatten.

In der Iglesia Ms. Leszcano ist manches anders, die Armen sind hier zu Haus aus den Elendsvierteln von Managua, aus den Escombros, den Trümmerfeldern der Stadt, hier holen sie sich Trost und Rat und tatkräftige Hilfe in verzweifelter Situation. Mit sechs weiteren Gemeinden dieser Art in Managua fühlen sich die Christen von Ms. Leszcano verbunden. „Dieses Barrio", sagt Pater Carlos Fernandez, „ist äußerst problematisch. Die schwierige wirtschaftliche Situation hat hier zum Anstieg der Kinder- und Jugendkriminalität geführt. Wir kämpfen mit unseren Mitteln dagegen an – seelsorgerisch, karitativ, aber auch sozialpädagogisch. Wir sorgen gemeinsam mit dem Staat für Arbeitsplätze, für sinnvolle Freizeitbeschäftigung. Wir haben für junge Frauen und Mädchen eine Nähwerkstatt aufgemacht. Da haben wir schon Erfolge. Ich meine, daß wir das Unsere zum Genesungsprozeß der Gesellschaft beitragen müssen." Der Padre kommt aus dem Lande Don Quichotes. Aber er bekennt, daß er sich mit diesem Lande verbunden fühlt, daß er ein nikaraguanischer Spanier ist und, wie er glaubt, hier nicht mit Windmühlenflügeln kämpft. Wenn er seine christliche Verantwortung wahrnehmen wolle, so müsse er sich für die Lebensinteressen der sich ihm Anvertrauenden ebenso einsetzen wie für ihr Seelenheil.

Die Kinder und die Erwachsenen haben sich inzwischen in einem Kreis an den Händen gefaßt zum Gebet. Die Kinder sind Ministranten, Gehilfen des Geistlichen, er ist es nicht allein, der den Gottesdienst gestaltet, die ganze Gemeinde wirkt mit. Pater Fernandez bevorzugt das Gespräch als Ergänzung der Predigt. Der Alltag kommt da zu seinem Recht, persönliche Konflikte, der Mangel, der Krieg, der Glaube, das Gewissen – nicht zuletzt die furchtbare Hurrikan-Katastrophe. Sie spielt im Denken und Handeln der Bevölkerung in diesen Tagen eine beherrschende Rolle, hinter der sogar der Krieg zurücktritt. Was Wunder, daß die zögerliche Haltung des Episkopats, den Opfern sofort zu helfen, Befremden und Empörung ausgelöst hat. Pater Fernandez geht am Schluß des Gottesdienstes mit einer Schale herum. „Wenn du Gott liebst, mußt du auch den Bruder lieben", sagt er

Die Märkte in Managua und in den anderen Städten des Landes sind wichtige Kommunikationszentren und lebenswichtige Stätten der Versorgung.

und sammelt Geld für die von der Katastrophe Betroffenen.
Versteht sich nun der Padre als Priester einer demokratischen Kirche? Natürlich, erwidert er, wäre die Kirche für das Volk da, für die Armen und Unterdrückten. Aber es könne nicht darum gehen, die Kirche zu spalten in eine für die Armen und eine für die Reichen. „Wir erstreben die Einheit der Kirche ebenso wie die der Nation. Und vor allem braucht dieses Land den Frieden." „Aber der Hierarchie ist eine Volkskirche suspekt", wende ich ein. Pater Fernandez lächelt. „Die Bischöfe isolieren sich selbst, wenn sie nicht zum Volk gehen. Wir bitten sie zu kommen, um mit den einfachen Gläubigen zu reden, sie aber lassen sich nur selten sehen. Der Kardinal und Erzbischof Obando y Bravo kommt nur einmal im Jahr. Seit hier in dieser Kirche vor zwei Jahren der Priester und Außenminister der sandinistischen Regierung Miguel d'Escoto mit einem Hungerstreik gegen die amerikanische Aggression protestiert hat, mag man uns nicht sehr."

3. Ein altes Phänomen

Die Volkskirche Monseñore Leszcano hat Besuch. Abgesandte von Basisgemeinden aus Kostarika, Chile, Kolumbien, Ekuador, Kuba, Guadeloupe und anderen lateinamerikanischen Ländern möchten mit Pater Fernandez und seinen Gefährten Erfahrungen austauschen. Auch ein Priester aus Paderborn ist dabei, der schon seit Jahren eine Basisgemeinde in Peru betreut. Wir sind eingeladen, an einer ökumenischen Beratung teilzunehmen. „Diese Kirche ist für die Revolution", sagt Pater Fernandez, „weil die Revolution für die Leidenden gemacht wurde. Denn unsere Kirche lebt nach dem Wort des Evangeliums, daß der, welcher zwei Hemden hat, eins davon dem geben soll, der keins besitzt, daß der, welcher zu essen hat, mit dem teilt, der nichts hat."

In der Geschichte der lateinamerikanischen Völker gab es, wie der nikaraguanische Priester und Dichter Ernesto Cardenal bemerkt, seit langem das Phänomen der doppelten Kirche, einer, die mit den Reichen und Mächtigen im Bunde ist und der Unterdrückung und Ausbeutung ihren Segen gibt, und jener, die das Evangelium zu verwirklichen trachtet und die Sache der Unterdrückten zu der ihren macht. Und „diese letzte Kirche, die, welche sich auf die Seite der Armen stellt", befindet sich von Anfang an in der Auseinandersetzung mit der Kirche der Reichen. Cardenal, selbst einst Begründer einer Gemeinde (auf der Insel Solentiname im Nikaraguasee), die nach den Grundsätzen des Evangeliums lebte, sieht zwischen diesen christlichen Idealen der Gerechtigkeit und Solidarität und dem Befreiungskampf der lateinamerikanischen Völker eine tiefe Übereinstimmung. Es sei deshalb nur folgerichtig, erklärt ein Mitglied der Kirchengemeinde von Ms. Leszcano, daß die wahren Christen in Nikaragua am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, daß sie die Ziele der Revolution unterstützen, eine humane und gerechte Ordnung herbeizuführen, oder, wie es in der Bibel heißt – das Reich Gottes auf Erden. „Das aber", sagt Pater Fernandez, „brauchen wir, um Menschen zu sein!"

4. Der Friedhof von San Pedro

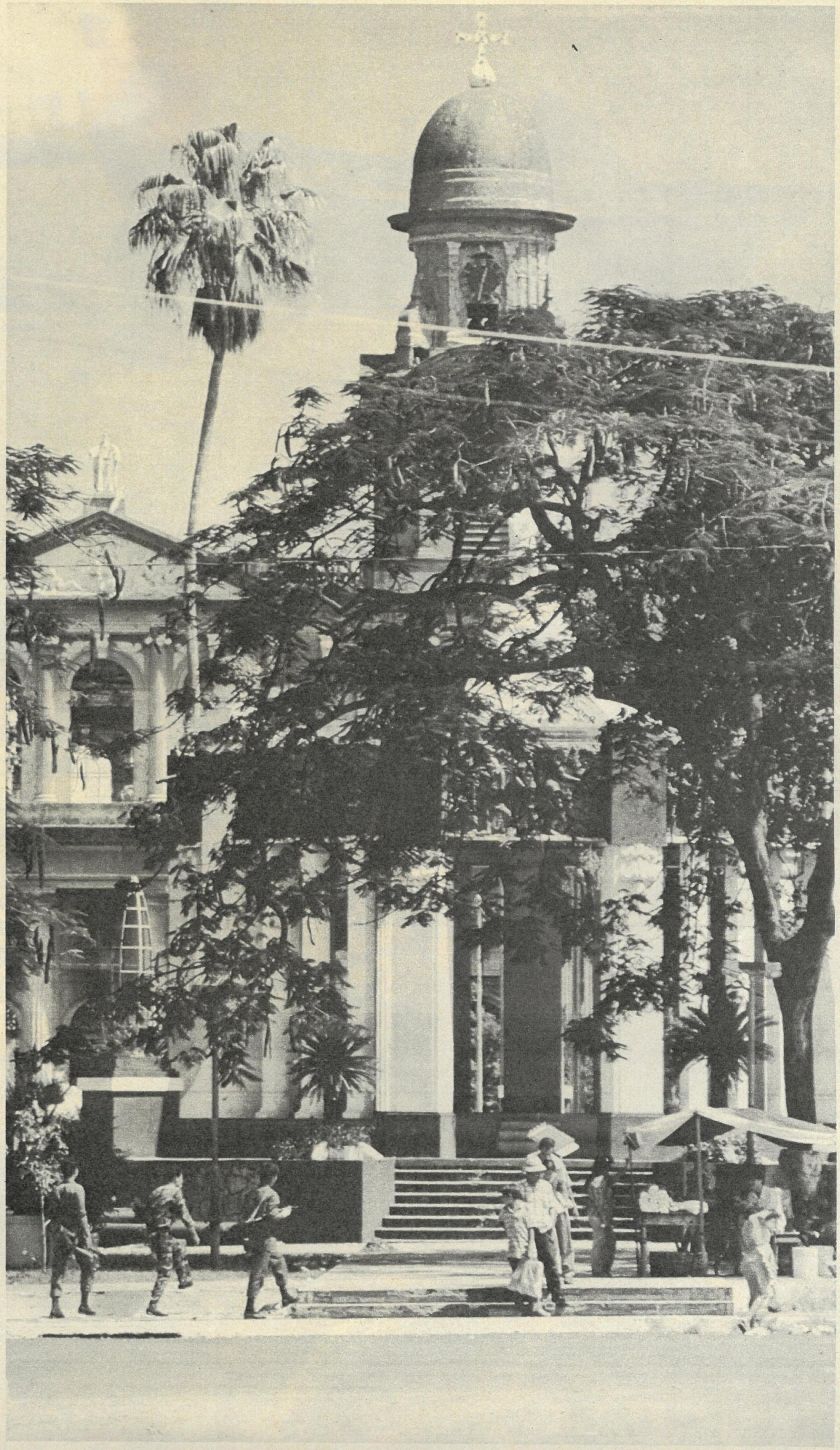
Das Erdbeben (von 1972) hatte nicht einmal die Toten auf dem Gottesacker verschont. Neue Steine, neue Monumente wurden gesetzt, neben den alten, gesprenkelt von schwarzem Pilz und braunem Moos. Der sitzende, schreitende, segnende Christus und der am Kreuz, wohl ein dutzendmal; die Medaillons der Verstorbenen, die Säulen und Obelisken, ja zuweilen kleine Kathedralen über Gräbern...
Eine ganze Stadt scheint auf den Beinen an diesem Sonntag. Alles, was lebt, hat sich aufgemacht, die Toten zu besuchen. Die Zufahrtsstraßen sind verstopft, durch die Tore quillt in beiden Richtungen unbesiegbares Leben. Drüben verkauft einer von seinem Maultierkarren herunter Bananen und Papayas, der Eisverkäufer in kanariengelber Hose hat alle Hände voll zu tun. Rosafarbene und blaue Luftballons schweben über der Menge. Auf ehrwürdigen weißen Monumenten haben sich Familien zum Kaffeetrinken gelagert, eine junge Frau stillt ihr Baby unter einem Marmorkruzifix.
Vielleicht ist hier keine andachtsvolle Stille zu erwarten. Rosario Murillo schreibt: „Die Stille über der Stille ist Leben, während es draußen viele Tote geben wird: Lebendige Gräber bewegen sich in Managua, die Lebenden, die toter sind, die das Massensterben atmen und ausschwitzen. Im Pantheon von San Pedro... gibt es mehr Lebende als Tote, und es gibt immer mehr Tote."
Der Krieg liefert sie, die Epidemien und auch der medizinische Aberglaube – dennoch gehört die Tragödie des Sterbens zum Leben. Legenden, Urmythen, Glaubensvorstellungen aus präkolumbischer Zeit vermengen sich, seit die Kon-

Was aber braucht der Mensch?

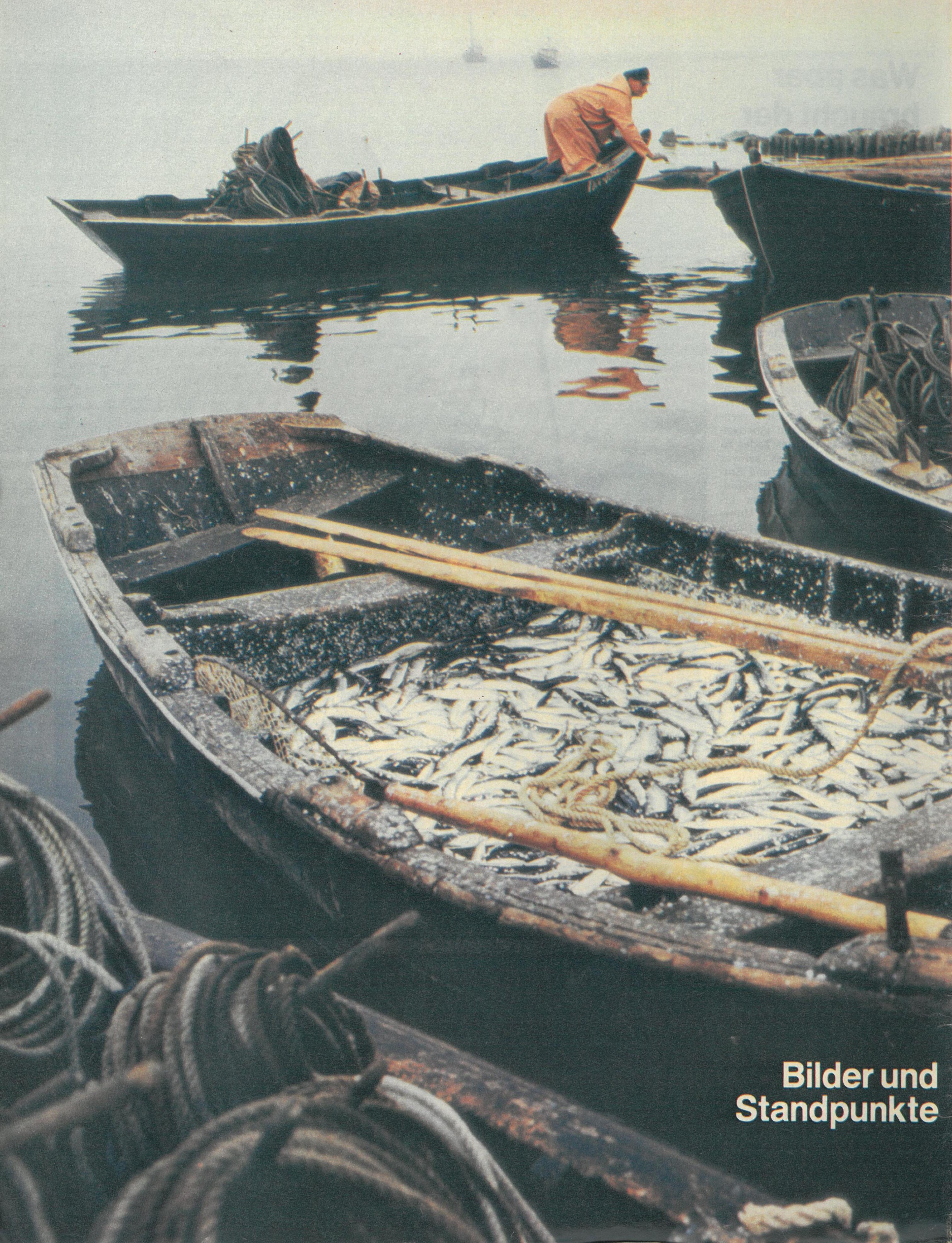
quistadoren der Urbevölkerung das Kreuz aufzwangen, mit dem Christentum, so wie sich einst die Indianer mit Europäern, Afrikanern und Asiaten vermischt haben.

Die Jungfrau Maria – auch sie wacht mit ihrem milden Lächeln über manchem Grab, sie ist eine besonders verehrte, populäre Trösterin. Ihr Bild fließt mit dem der indianischen Mutter Erde zusammen. Mit ihr identifizieren sich viele Frauen, deren Männer und Söhne im Widerstand oder am Contrakrieg zugrunde gingen. Auf unseren Friedhöfen muß Stille herrschen – das seelische Sich-Versenken, der Schauder, die Anstrengung, das Geheimnis des Todes zu ergründen, machen uns schwer und still, zwischen Natur und Entsetzen schiebt sich die philosophische Spekulation. Hier aber erstickt der Schauder an der Unbefangenheit, mit der man der Natur gegenübersteht. Phänomen ist ein vielzitiertes Wort – was nicht zu erklären ist, entzieht sich jeder tiefsinnigen Betrachtung. Man unterhält sich, während man eine süße Mango verzehrt oder ein Zitroneneis, mit den Toten, man erzählt ihnen von den Kindern und von Familienproblemen, man küßt den Grabstein oder spuckt auf ihn, wenn man den Toten verachtet, was selten genug vorkommt. Somozas Privatmausoleum trägt Spuren solcher Verachtung. Es ist unbewohnt, es sieht aus wie die Folterbunker auf der Festung Coyotepe hoch über Masaya. Der letzte dieser verhaßten Sippe nahm, als er vor der Revolution fliehen mußte, außer dem Staatsschatz auch seine Toten mit.

Für die Leute hier gehören die Verstorbenen wie die Lebenden immer noch zur Familie, sie sind für ihre Angehörigen im Jenseits verantwortlich und eitel und schmücken deren letzte Wohnung. Ein Gang zum Friedhof ist ein Fest aus ernstem Anlaß; wenn der Schmerz vorbei ist, fängt die Hoffnung an, sagt der Volksmund. „Wir angefüllt, durchgetränkt von Leben, Palmzweige auf die Steine gleiten lassend. Ein Kuß auf dem Grab ist Leben…“ sagt die Dichterin Rosario Murillo.



Totensonntag auf dem Friedhof von San Pedro (links oben). Kindergottesdienst in der Kirche Monseñore Leszcano (links unten). Auf dem Platz vor der Kathedrale und dem Nationalpalast in Managua herrscht zu jeder Tageszeit reges Leben (rechts).



Bilder und Standpunkte

Silberschatz

Fischerboote am Ufer eines stillen Gewässers. Am Horizont verschmelzen Wasser und Himmel; keine Trennlinie ist zu sehen. Es könnte das Bild eines märkischen Sees im Herbstdunst sein. Allein der kundige Blick in die Fischerboote erkennt, es handelt sich um Hering. Die Vielgestaltigkeit unserer Küste verblüfft immer wieder. Ein Stück Natur, einmalig in seinem Reiz.

Könnte unser Blick die Wasseroberfläche durchdringen und bis zum Grunde reichen, dann würde er ein faszinierendes Bild gewahren: die hellgrünen Wände der Seegräser, die dichten Matten wuchernder Gewächse. Dies alles ist überzogen mit einer dicken Schicht von glasklaren Fischeiern – Heringseiern. Denn hier, an der südlichen Randzone der Ostsee, befindet sich die Wiege des Frühjahrsherings, der, einem Urtrieb folgend, Jahr für Jahr in gewaltigen Schwärmen aus der offenen See in den Greifswalder Bodden einschwimmt, um hier – und nur hier – mit der steigenden Sonne des Frühlings seine Fortpflanzung zu vollziehen. Wochen später wird er wieder in die Weiten des Meeres entschwinden, dabei auch in die Nordsee vordringen.

Was wäre die Ostseefischerei ohne diesen Schatz der Natur, der für die Fischer Lohn und Brot bedeutet und ein wichtiger Faktor für die Versorgung unseres Landes ist...

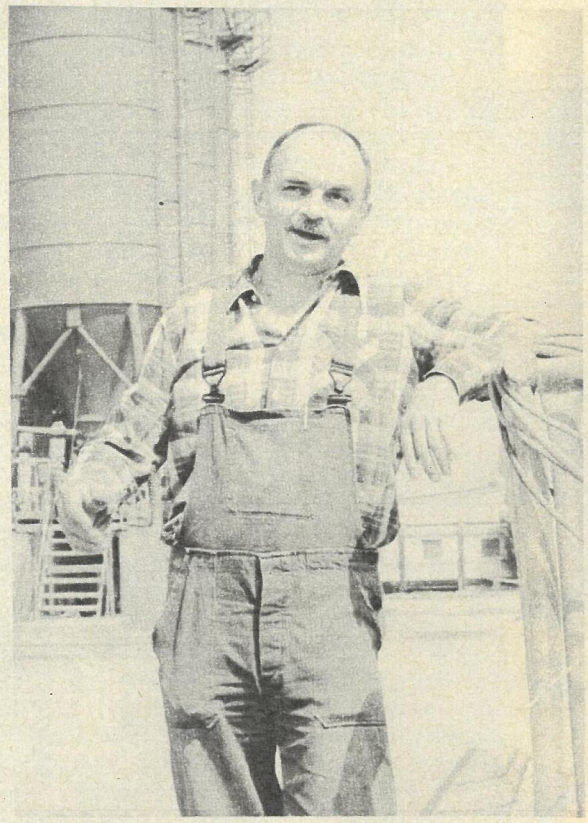
Der ständig wiederkehrende, anscheinend gleichbleibende Kreislauf, der sich seit Jahrtausenden vollzieht, ist indessen keineswegs so stabil, wie man glauben mag. Würden der wache Verstand des Menschen, die fachkundige Betreuung durch die Wissenschaft, die Umsicht des Staates fehlen, könnte es mit diesem Reichtum bald vorbei sein. Die Fischer, erfahren im Beruf, vertraut mit den Fischereiwissenschaften, nutzen den Hering intensiv, aber mit hohem Verantwortungsbewußtsein. Die von der internationalen Fischerei-Kommission der Ostseekonvention Jahr für Jahr festgelegten Fangmengen – etwa um die 50 000 Tonnen – werden streng eingehalten, um stets unterhalb der von den Biologen eingeschätzten Obergrenze zu bleiben, den Bestand nicht zu gefährden.

Nicht maximale, sondern optimale Nutzung ist unser Prinzip. Wenn in diesen Tagen Milliarden und aber Milliarden junger Heringe hinausschwärmen in die freie Ostsee, stellen unsere Fischer den Heringsfang konsequent ein. Denn Schutz und Schonung benötigt dieser zarte Organismus, damit die Gefährdungen des ersten Lebensjahres überstanden werden – bis der Fisch zu handfester Größe herangewachsen ist und, etwa ab drittem Lebensjahr, die Netze füllen darf. Gleichermaßen selektiv durch entsprechende Maschengrößen wie schonend mittels Reusen- und Stellnetzen der sogenannten „stillen Fischerei" geht der Fang vor sich. Zumindest einmal sollte der Hering sein Hochzeitgebiet aufsuchen können – sein Beitrag zur Erhaltung der Art. Ein Grundsatz, den wir einhalten müssen, damit auch künftige Generationen von Fischern ihre Fanggeräte setzen können...

Der Hering gibt uns Wohlstand und das befriedigende Gefühl, Nützliches für das Land zu tun. Umwelt und Mensch, wo sind sie inniger verbunden als dort, wo der Fischer auf das Meer hinausfährt, um in dieser Arbeit Freude und Lohn zu finden.

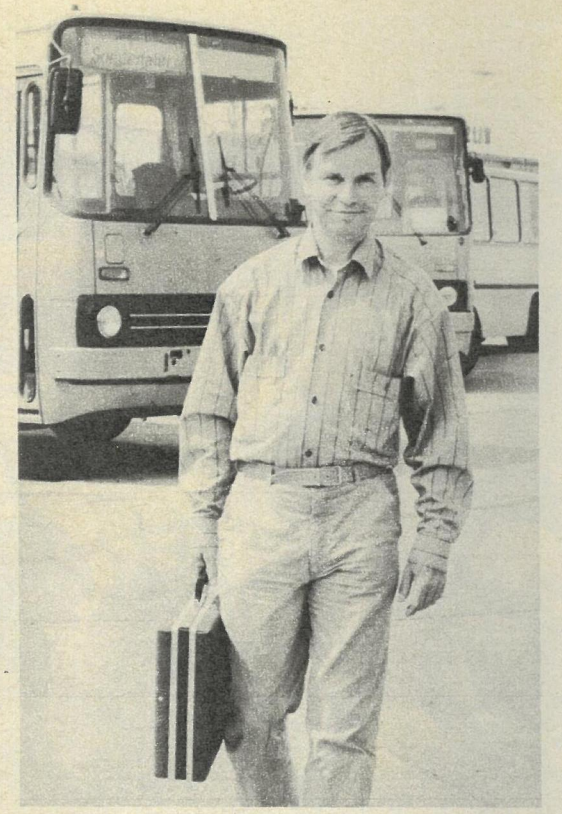
Herbert Schier,
stellv. Generaldirektor der
See- und Küstenfischerei

Foto: Lothar Willmann



Wolfgang Giller
Brigadier, Transportbetonherstellung im VEB Ingenieurhochbau Berlin

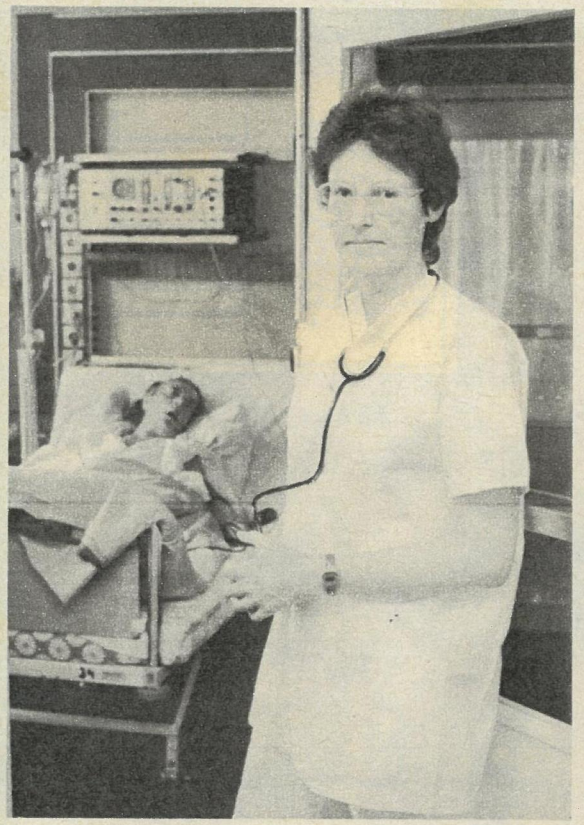
Angelika Klettke
Stellvertretende Verkaufsbereichsleiterin in der Kaufhalle CENTRUM-Warenhaus am Alex



Bernhard Genz
Kfz-Schlosser im Omnibusbahnhof des VEB Kombinat Berliner Verkehrsbetriebe

Rezepte sind das eine...

Wenn einer eine Reise tut..., dann will er etwas sehen. Nun aber machen Berliner eine Reise, um etwas zu zeigen. Arbeiter, Politiker, Wissenschaftler, Künstler und Händler gestalten eine Woche lang die „Berliner Tage in Moskau", die den „Hauptstadt-Kollegen" von der Moskwa ein Stück von dem vermitteln sollen, was Spreeathen im 40. Jahr der DDR zu bieten hat. Das Geschehen reicht von einer Leistungsschau über Foren, Diskussionsrunden und einem kulturellen Programm zwischen Posaunenquintett und dem „Danz-Sextett" der Gruppe „Silly" bis zu einem Erfahrungsaustausch zwischen Partnerbetrieben beider Städte. Zu den Gästen aus Berlin, die in Moskau zu Gastgebern werden, gehört auch ein 220köpfige FDGB-Delegation. FREIE WELT fragte sechs von ihnen nach persönlichen Erwartungen.



Elke Liebsch
Stationsärztin in der Kardiologischen Abteilung, Krankenhaus Friedrichshain

Hans-Rüdiger Baeßler
Oberkellner im Restaurant „Moskau", Stadtbezirk Berlin-Mitte

Wolfgang Giller: Land und Leute will ich bei meinem ersten Besuch in der Sowjetunion kennenlernen. Ich habe mit einem Kollegen, der schon einmal im Patenbetrieb – dem Trust „Mosstroj-4" – war, gesprochen. Das letzte Mal vor drei Jahren konnten wir nicht alles besichtigen. Hoffentlich klappt es diesmal. Mich interessiert, wie die Kollegen dort die Betriebsarbeit organisieren. Als Verantwortlicher für Arbeitsschutz in der BGL werde ich auch ein Auge darauf richten, vielleicht läßt sich etwas abgucken. Ich bin vor der Fahrt aufgeregt, schließlich ist so eine Reise nicht vergleichbar mit alltäglichen und eingespielten Handgriffen bei der Arbeit.

Elke Liebsch: Als mein Chefarzt mich fragte, ob ich diese Reise zu den „Berliner Tagen" machen möchte, habe ich sofort zugesagt. Da ich in der Gewerkschaft keine Funktion ausübe, werde ich sehen, ob sich auf dem fachlichen Gebiet ein Erfahrungsaustausch entwickeln läßt. Über die Formen der medizinischen Betreuung und Überwachung einer kardiologischen Intensivstation zu diskutieren, die vielleicht mit unserer im Friedrichshain vergleichbar ist, auch was die technische Ausstattung betrifft, stelle ich mir anregend vor.

Angelika Klettke: Meine erste Fahrt ins Ausland. Klar, das soll keine Touristenreise werden, aber ein Fotoapparat muß mit ins Gepäck. Meine beiden Männer zu Hause sollen sehen, wo ich überall gewesen bin. Unterlagen nehme ich aber nicht mit. Anregungen müssen aus dem Gespräch heraus kommen. Vor allem für die gewerkschaftliche Arbeit. Ich bin erst seit der letzten Wahl AGL-Vorsitzende, kann also viele Hinweise gebrauchen. Der Partnerbetrieb, das Warenhaus GUM, ist etwas anderes als unser CENTRUM am Alex und schwer zu vergleichen. Aber das Berufliche kann ich sowieso nicht abstreifen, egal, wo ich bin. Also wird die Warenpräsentation und die Raumaufteilung meinen kritischen Blicken standhalten müssen. Die dort gesammelten Eindrücke werde ich nach der Rückkehr gerade den jüngeren Kolleginnen vermitteln. Damit rückt auch die DSF-Arbeit mehr in den Vordergrund.

Hans-Rüdiger Baeßler: Ich fahre nach Moskau, um einen Freundschaftsvertrag mit dem Restaurant „Arbat" vorzubereiten. Damit soll ein Austausch von Fachkräften aus dem praktischen Bereich, also Köche und Kellner, möglich werden, wie er mit tschechischen und ungarischen Kollegen schon längere Zeit funktionert. Vielleicht schaffen wir es in diesem Jahr durch den gewerkschaftlichen Kontakt, die sowjetische Seite ist auf alle Fälle bereit. Daneben nutze ich das Treffen, um die Serviceformen zu „beschnuppern" und in die sowjetische Küche hineinzuriechen. Ich halte persönliche Kontakte für normal und wichtig. Rezepte sind nämlich die eine Seite, die Umsetzung eine andere. Und die Soljanka schmeckt nicht nur zwischen Rostock und Suhl unterschiedlich... Was am gängigsten und schmackhaftesten ist, muß man schon herausfinden und nutzen.

Bernhard Genz (z. Z. Bezirksgewerkschaftsschule): Ich bin der Meinung, daß man immer über den Zaun sehen sollte, um zu erfahren, was andere machen. Natürlich hat der Bushof in Moskau eine andere Dimension als unser in Weißensee. Aber da die Technik größtenteils dieselbe ist, werde ich mich schon zurechtfinden. Die technische Wartung, Materialversorgung und der Werkstattrhythmus sind Bereiche, wo ich mir vorstelle, die Kontakte, die seit 1985 bestehen, zu regelmäßigen Treffen auszubauen.

Grit Mücke: Noch heute bin ich überrascht, daß die Wahl meines Betriebes auch auf mich fiel. Ich habe gerade meine Absolventenzeit abgeschlossen, und die war für mich als alleinstehende Mutter nicht immer leicht. Ich denke manchmal, was kann ich bei diesen Tagen in Moskau schon an Erfahrung einbringen? Das werde ich dann sehen, wenn ich die Bedingungen in der Moskauer Maschinenfabrik genauer kenne. In Gesprächen hoffe ich persönlich zu erfahren, wie sich die politischen Reformen dort auf das Leben der Menschen auswirken.

★

Die „Berliner Tage" präsentieren das in vier Jahrzehnten Erreichte. Und so unterschiedlich die gesellschaftlichen Bereiche, aus denen sich Berliner in Moskau vorstellen, so verschieden sind auch die Wünsche und Vorstellungen der „Moskau-Fahrer". Sie suchen einen Gedankenaustausch mit ihren Partnern, der erkennen läßt: Wenn einer eine Reise tut, dann will er auch etwas mitbringen.

Lars Keil (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Grit Mücke
Technologin im VEB Werkzeugmaschinenkombinat „7. Oktober"

Im nächsten Heft:

Von ihren Dichtern wollen sie es wissen

Das Volk von Nikaragua will etwas über sich selbst erfahren, auch durch seine Künstler. FREIE WELT traf in Managua Rosario Murillo, Kulturpolitikerin, Dichterin, Frau des Präsidenten, und folgte in León den Spuren des Dichters Rubén Dario.

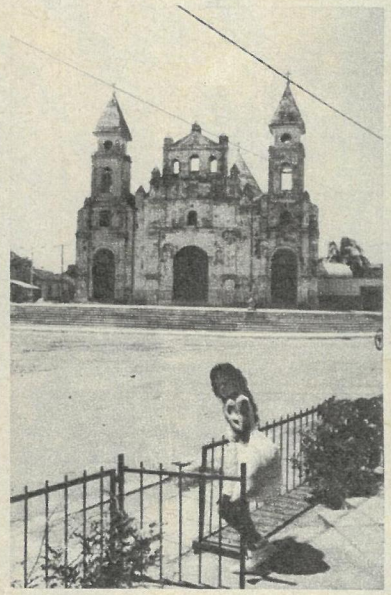


Foto: D. Steinberg

Briefe aus zwei Weltkriegen

Feldpostbriefe von mehreren Generationen „kleiner Leute" werfen Schlaglichter auf die Zeit, als vor 75 Jahren der erste und vor 50 Jahren der zweite Weltkrieg ausbrach.

Fast 25 Millionen Sowjetbürger mehr

Erste vorläufige Ergebnisse der großen Volkszählung, die im Januar dieses Jahres in der UdSSR stattgefunden hat.

Huckepack nach Paris

Die sowjetische Raumfähre „Buran" bereitet sich für ihren Auftritt auf dem Pariser Aerosalon vor. Ihr Überflug erfolgt auf dem breiten Rücken des Großtransporters AN-225.

Kein Reim auf Ruhm

... sind die Gedichte der Anna Achmatowa (1889–1966). „Wer viel gelitten hat, hat vieles begriffen" – dieses Wort trifft auf sie zu. Erlittenes, Begriffenes wollte sie weitergeben. Ein Beitrag zu ihrem 100. Geburtstag.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Blindschleiche

Anguis fragilis LINNAEUS 1758

Wohl keine Eidechsenart hat unter Verwechslungen so zu leiden wie die in großen Teilen Europas verbreitete Blindschleiche. Tausendfach mußten in der Vergangenheit Blindschleichen wegen ihrer äußeren Erscheinung, aus Angst und Haß gegenüber der vermeintlichen Giftschlange ihr Leben lassen. Abgesehen von der Sinnlosigkeit solchen Handelns stellt jeder dieser Tötungsakte eine Gesetzwidrigkeit dar; denn – ob Kreuzotter oder Blindschleiche, beide sind geschützte Reptilien! Bei den Blindschleichen handelt es sich um recht bedächtige Eidechsen, deren Extremitäten sich im Verlauf ihrer Stammesgeschichte stufenweise reduzierten, bis die Art schließlich beinlos wurde. Im Gegensatz zu anderen europäischen Eidechsen treffen wir Blindschleichen tagsüber nur selten unmittelbar in der Sonne an; ungleich häufiger findet man Exemplare unter sonnenbestrahlten flachen Steinen, Brettern oder Blechstücken. Die Nahrungssuche erfolgt bevorzugt in der Dämmerung oder nach Regengüssen. Vorrangig werden Nacktschnecken, Asseln und Regenwürmer erbeutet. Wie bei anderen Eidechsen ist auch der Schwanz der Schleichen leicht zerbrechlich. Versuche, Eidechsen etwa am Schwanz aus einem Versteck zu ziehen, haben nichts als bleibende Verstümmelung eines der schönen Reptile zur Folge. – Als Anpassung an das weit nach Norden reichende Verbreitungsgebiet tritt bei den Blindschleichen „Ovoviviparie“ auf, was bedeutet: Die Jungen werden lebend geboren und streifen beim Geburtsvorgang ihre Eihüllen ab. Das Foto zeigt zwei frisch geborene Blindschleichen. Mit etwas Glück können sie über fünfzig Jahre alt werden. Gezeichnet: die unterschiedliche Beschuppung von Echsen und Schlangen. Bauchschuppen bei Echsen in mehreren Längsreihen (A), bei Schlangen eine Längsreihe stark verbreiterter Schilde (B).

Dr. W. Wendt (Text und Foto)
M. Kotsch (Zeichnung)

UNSERE FRAGE:
Legen Eidechsen ihre Eier mit
a) Gallerthülle
b) Wachsschale
c) pergamentartiger Hülle?

Antworten mit aufgeklebter Serienmarke (2) bitte per Postkarte bis 21. Juni an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Durch Losentscheid zu gewinnen: je einmal 100 und 75 Mark, dreimal 50 Mark. Namen der Preisträger in Heft 14.